Skandinavische Erzählungen

von

Onkel Adam, Friederike Bremer, Emilie Carlén,
B. Ingemann, C. F. Ridderstad u. A.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Skandinavische Erzählungen.

Erster Theil.

I.

England im Herbst des Jahres 1851.

Von

Friederike Bremer.

Stratford am Avon. — Shakspeare's Haus. — Schöner Abend am Avon. — Morgen. — Shakspeare's Grab. — Der neue Shakspeare. — Warwick-Castle. — Der alte Burgherr. — Popularität der Königin und des Prinzen Albert. — Die wahre Macht der Könige. — Die wahre Monarchie. — Birmingham. — Die Fabrik der Stahlfedern. — Wohlhabenheit Birminghams und der heilige Hieronymus. — Die Arbeit in dem Distrikt der Manufacturen. — Die Chartistengefahren. — Aussichten.

Es war ein wunderschöner Nachmittag! Die Luft war lieblich. Die Sonne schien im mildesten Glanze über die bebauten Felder, die, in viereckige Loose eingetheilt, mit

lebenden Hecken umgeben waren, — und innerhalb derselben kleine Farmhäuser und Hütten (Cottages) mit ihren Küchengärten und Weinranken an den Mauern. Es war äußerst freundlich und schön. Links in blauer Ferne erhoben sich, in Nebel gehüllt, die Berghöhen von Wales. Im Uebrigen war die ganze Gegend, so wie die, die ich bisher gesehen hatte, eine wellenförmige Ebene. Es wird der Tag kommen, wo Nord-Amerika's Prairien aussehen werden wie dieses Land. Und schon ist das Werk dort begonnen in den viereckigen Erdloosen, obgleich diese größer als hier, den lebenden Umzäunungen, den wohnlichen Farmhäusern, die jedoch sich noch ausnehmen wie Vogelnester auf dem Ocean. Denn noch wogt das Gras mit seinen herrlichen Blumenmatten über unermeßliche, unbebaute Felder daher, und die Sonnenblumen nicken und winken im Winde, als wollten sie sagen: „Kommt, kommt, Ihr Menschenkinder! der Tisch ist für Viele gedeckt!" — Der herrliche Blumentisch, der Platz hat für 250 Mill. Gäste! Möge er in seiner Schönheit eines Tages mehr Wahrheit verrathen, als jetzt Englands schöne Landschaft. Denn es ist allgemein anerkannt: die ackerbautreibenden Distrikte in England befinden sich in einem weit bedenklicheren Zustande jetzt, als die Manufacturdistrikte, namentlich dadurch, daß die großen Landbesitzer die kleinen in sich

aufsaugen, und durch die immer größere Anhäufung des Landbesitzes in einzelne Hände, die ihren Besitz nur durch eine leichte Kultur, also unvollkommen, zu bearbeiten im Stande sind. Ich hörte von zehn großen Landstellen, die einer einzigen, aus wenigen Personen bestehenden Familie angehörten. Daher die Menge von kleinen Farmers, die selbst kein Land besitzen und dasselbe also schlecht bebauen, und die Anhäufung von Arbeitern in den Häusern und Scheuern. Auch sind die Gesetze für den Landbesitz so verwickelt und voll von Schwierigkeiten, daß sie denen hindernd entgegentreten, die das Land in kleineren Loosen besitzen und bebauen möchten.

Der junge Jurist Joseph Kay hat diesen Gegenstand klar und ausführlich behandelt in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: „On the Social condition and education of the People.“

Aber von diesen unerfreulichen Zuständen in dem Innern dieser schönen Gegend wußte ich noch wenig, als ich sie hier sah, und genoß daher den Anblick mit ungetrübter Freude.

Am Abende, noch vor Sonnenuntergang, stand ich vor Shakspeare's Hause.

„Es thut nichts zur Sache, daß man in einem

Hühnerhause geboren ist, wenn man nur in einem Schwanen-Ei gelegen hat!" dachte ich mit H. C. Andersen in seinem Mährchen: „Die graue Ente", als ich das kleine häßliche Haus von Fachwerk sah, in welchem Shakspeare geboren ward und als ich durch die kleinen, niedrigen Zimmer die schmale Treppe hinaufging — das Ganze, was von dem Innern noch übrig war. Es war leer und ärmlich — nur nicht die Erinnerungen. Die gemüthliche Matrone, die das Haus vorzeigte, war das einzige Lebende. Ich versah mich mit einigen kleinen Bildern, zu Shakspeare's Geschichte gehörend, die sie zu verkaufen hätte, und wandelte dann hinaus auf eine einsame Entdeckungsfahrt an den Ufern des Avon. Und bald war ich an dem kleinen, schönen Flusse und auf einem einsamen Fußsteige, der sich an demselben hinschlängelte. Aus den von Menschen wimmelnden, geräuschvollen Manufacturstädten plötzlich in Ruhe und in das allerschönste idyllische Leben versetzt zu werden, das war an sich selbst entzückend. Nehme man nun dazu die unendliche Lieblichkeit des Abends, die Freude, so frei und einsam in dieser Gegend mit allen ihren reichen Erinnerungen zu wandern, diese tiefe Stille, nur unterbrochen vom Zwitschern der Vögel in den Büschen und von fröhlichen Kinderstimmen aus der Ferne, die schönen schattigen

Bäume, das wallende Getreide auf den Feldern, die Aussicht nach dem stolzen Warwick-Castle und in der Nähe die kleine Stadt mit Shakspeare's Wiege und Shakspeare's Grab, und vor Allem der romantische Fluß, der klare Avon, der in seinem ruhigen, sich schlängelnden Laufe, gleich seinem Sänger-Schwan, dem großen Dichter, kein anderes Ziel zu haben schien, als getreu die Gegenstände wiederzugeben, die sich in seiner Tiefe spiegelten: die Schlösser, Städte, Kirchen, Hütten, Wälder, Wiesen, Blumen, Menschen, Thiere; — — diesen Abend, diesen Fluß und diesen schönen einsamen Spaziergang vergesse ich nie, nie! Ich hatte keinen schönern Abend in England. Erst als die Dämmerung hereinbrach, verließ ich diese Ufer. Als ich in die kleine Stadt zurückkehrte, überraschte mich der antike Charakter derselben, sowohl bei den Häusern wie bei den Gestalten — sie schien mir ihrer ganzen Physiognomie nach dem Shakspeare'schen Zeitalter anzugehören. Der Greis mit den Kniehosen, die Alte in der Werkeltagsmütze, die mit so neugierigen und so historischen Gesichtern, durchfurcht von hundert Runzeln, nun aus den alten überbauten Thüren herausschauten, die müssen so dagestanden, so herausgeschaut haben, als Shakspeare hier umherging; — und dieser

schwarzgekleidete Greis mit dem gekrümmten Rücken, der so freundlich, so originell und so gelehrt aussieht, ganz wie eine alte Chronik, und der mich so freundlich grüßt, mich, den Fremdling in der Stadt — so wie die Leute der Jetztzeit es nicht zu thun pflegen — gewiß ist es ein alter Rector Magnificus, der als Gespenst aus dem sechszehnten Jahrhundert umgeht. Während ich mich so in die Zeit zurückträumte, begegnete mir eine Erscheinung, die mich auf einmal fünftausend Meilen zurückversetzte in die Wildnisse der neuen Welt. Es war eine vollkommen aufgebrochene Magnoliablume, ganz gleich einer „Magnolia grandiflora," die hier an der Mauer eines kleinen Hauses blühte, dessen ganze Façade von den Zweigen und dem Laub einer „Magnolia reptans" verdeckt war, von einer Art, wie ich sie bisher noch nicht gesehen. Mit Freude begrüßte ich die schöne Blume, die ich nicht gesehen hatte seit in Florida's Magnolia-Hainen an den Ufern der Welaka (St. John), als ich dort wandelte und den Morgenthau trank, einsam dort, wie hier.

Alles in der kleinen Stadt war übrigens „à la Shakspeare". Man sah überall in den Fenstern kleine Shakspeare-Büsten, theils weiß, theils vergoldet, von

denen viele große Aehnlichkeit mit kleinen Götzenbildern hatten. Man sah Shakspeare-Bücher, Shakspeare-Musikalien, Shakspeare-Bilder, Shakspeare-Sachen aller Art. An einer Stelle sah ich sogar Shakspeare-Sauce annoncirt; aber ich kostete nicht davon, aus Furcht, sie möge für meinen Magen zu stark sein. Wahr ist es freilich, daß man ebendaselbst „Jenny Lind-drops" annoncirte, und es machte auf mich, als Schwedin, einen besonders angenehmen Eindruck, den Ruf der schwedischen Sängerin in Shakspeare's Vaterstadt anerkannt und ihren Namen neben dem seinigen aufgeführt zu sehen.

In mein Gasthaus zurückgekehrt, ganz in der Nähe von dem Hause Shakspeare's, trank ich meinen Thee, bedient von einem lieblichen jungen Mädchen — Lucy — und brachte eine gute Nacht in einem Zimmer zu, das die Aufschrift „Richard der Dritte" führte. Ich hätte lieber zum Schlafen „Mitsommernachtstraum", das Zimmer neben dem meinigen, gewählt; aber es war weniger bequem eingerichtet, und Richard der Dritte that mir auch nichts zu Leide.

Am andern Morgen lustwandelte ich wieder an den Ufern des Avon und beschaute die heitere Gegend von einer Anhöhe im Lichte der Morgensonne. Später be-

suchte ich die Kirche mit den Gräbern Shakspeare's und seiner Tochter Susanne. Ein junges Brautpaar, das eben getraut worden war, kam gerade aus der Kirche heraus, die Braut weißgekleidet und verschleiert, so daß ich ihre Züge nicht deutlich unterscheiden konnte.

Die Grabschrift auf Shakspeare's Grab, von ihm selbst angeordnet, ist allgemein bekannt mit dem kräftigen Schluß:

„Verdammt ein Jeder sei, der rührt an diesem Stein,
Gesegnet Jeder, der in Ruh' läßt mein Gebein."

Weniger bekannt ist die Grabschrift seiner Tochter Susanne, welche auf's Höchste deren Tugenden rühmt und ihren außerordentlichen „wit", und die Shakspeare glücklich zu preisen scheint, eine solche Tochter gehabt zu haben. Mir scheint, daß Susanne Shakspeare auf ihren Vater hätte stolz sein sollen. Ich habe junge Mädchen gekannt, die auf ihre Väter stolz waren — der schönste Stolz, den ich kenne, denn er ist voll von demüthiger Liebe. Und — wie schön er ihnen ansteht!

Uebrigens geschah es nicht wie ein fanatischer Shakspeare-Verehrer, daß ich seinen Geburtsort und sein Grab besuchte. Vieles gab mir und Vieles giebt mir noch der

große Dramaturg; — aber nicht das Höchste! Ich kenne größere Gruppirungen, größere Charaktere und Scenen, überhaupt ein größeres Drama im Leben, als die, die er dargestellt, namentlich höhere Harmonieen, als die, die er wiedergegeben. Und als ich an den Ufern des Avon wandelte, glaubte ich das Aufleben eines neuen Shakspeare zu vernehmen — des Sängers der neuen Zeit — auf den Brettern der Weltbühne, des Sängers, der alle Welttheile und alle Racen, alle Naturregionen, die Palmen der Tropen, wie die Krystallpaläste der Polarkreise auffassen wird, um sie hervortreten zu lassen in einem neuen Drama, in einem großen, das menschliche Bewußtsein ordnenden und aufklärenden Lichte.

Shakspeare, so groß er ist, ist für mich doch nur eine titanische Größe, eine geistige Riesennatur und groß in einer aufgelöſ'ten Dissonanz. Er erhängt Cordelia und sticht dem edlen Kent die Augen aus, und überläßt sie und uns unserer Dunkelheit. Wonach ich mich sehne, worauf ich hoffe, das ist ein Sänger, der über den Dissonanzen steht, eine harmonische Natur, die das Weltendrama mit einem göttlichen Auge anschaut, mit einem Wort: ein Shakspeare, der zugleich ein Beethoven ist.

Auf dem Wege von Stratford nach Lemington hielt

ich bei Warwick-Castle an, einer der wenigen alten Burgen aus dem Mittelalter in England, die noch gut erhalten sind und von der alten herrschaftlichen Familie bewohnt werden. Der alte Earl von Warwick wohnte nun ganz allein in seinem prächtigen Schlosse, nachdem seine Gemahlin vor sechs Monaten gestorben war. Zwei Tage in der Woche öffnete er auf einige Stunden seine Residenz für den Besuch neugieriger Fremder. In der That eine stattliche Residenz mit ihren festen Thürmen und hohen Granitmauern, umgeben von einem schönen Park, und herrlich gelegen am Ufer des Avon — stattlich und romantisch schön zugleich! In den Zimmern herrschte fürstliche Pracht; es befanden sich da eine Menge von Gemälden, namentlich von van Dyk. Ich bemerkte mehrere Portraits von Carl dem Ersten, mit diesen schroffen, finsteren Zügen, mehrere von der schönen Henriette Maria, eines von Cromwell — ein kräftiges Gesicht, aber unedel, eins von Alba mit einem Ausdruck, härter als Flintenstein, und eins von Shakspeare, ganz so wie er ausgesehen haben muß, mit dem Auge voll von intensiven Gedanken, einer breiten Stirn, ein Gesicht, ausgearbeitet und gehärtet im Feuer starker Gefühle, nicht im Geringsten ähnlich dem feisten, wohlhäbigen Aldermanskopf, den man gewöhnlich für Shakspeare's ausgiebt. Die

Zimmer: vorne angefüllt mit einer Menge werthvoller Kunstgegenstände, und aus den Fenstern — welche herrliche Aussicht! ... In der That, dachte ich, wenn der Besitz einer solchen Burg, die er von seinen Vätern geerbt, und der in solchen an großen Erinnerungen, in denen sich die Geschichte seiner Familie zusammenfaßt, reichen Umgebung lebt — es ist verzeihlich, wenn der stolz in seinem Sinne wird! „Dort geht er — der Earl!" ... sagte in demselben Augenblicke der Mann, der mich in den Zimmern umher führte; und durch ein Fenster, das auf den Burghof ging, sah ich eine lange, sehr magere Gestalt, mit weißem Haar, in schwarzen Frack gekleidet, langsam mit gebeugtem Rücken über den grünen Plan in der Mitte des Hofes gehen. Das war der Besitzer dieser stolzen Wohnung, der alte Earl von Warwick! Wie so allein ging er da, wie herabgebeugt nach der von der Sonne beschienenen grünen Erde, die seine Gemahlin in sich barg und auch bald ihn selbst aufnehmen sollte! ... Er bestieg ein Pferd und sah nun besser, rascher aus. So ritt der Burgherr durch das hochgewölbte Burgthor. Aber das sah nicht stolz, nicht stattlich aus.

In der kleinen Stadt Warwick trug alles den

Namen und das Wappen von Warwick — Wirthshaus, Kaufläden, alle Thürme und Kirchen, ein Wiederschein der Feudalzeit, der Macht der Burg und der Hoheit der Burgherren, die ich in dieser ihrer Eigenthümlichkeit gesehen zu haben mich freue.

Von Lemington reis'te ich auf der Eisenbahn nach London. —

Ganz England sprach in diesen Tagen von dem Besuche, den die Königin den Hauptfabrikstädten des Landes zugedacht hatte. —

Einige dieser Städte hatten noch nie zuvor ein gekröntes Haupt innerhalb ihrer Mauern erblickt, und dieser Umstand, sowie die Popularität, deren die Königin im Allgemeinen genießt, hatte die Bevölkerung der Ortschaften, welche die hohe Reisende zu berühren gedachte, in ein wahres Staunen versetzt.

Man bereitete ihr allenthalben einen königlichen Empfang vor. Namentlich hatte Manchester die colossalsten Vorbereitungen getroffen, der Fürstin ihre Huldigungen darzubringen, und nichts war der Stadt zu diesem Zwecke prächtig und kostbar genug erschienen. Das ganze

Gegend, in welcher die Königin bei dieser Gelegenheit erwartet wurde, war nach dem allgemeinen Ausdruck „brimfull of loyalty“ (bis zum Rande von treuer Ergebenheit erfüllt). Ganz England war übrigens damals aus vollem Herzen und aus voller Seele monarchisch. Opposition gegen das Königshaus gab es in England nicht mehr. Die früheren Anhänger der Opposition hatten sich bekehrt. Es herrschte in dem ganzen Lande nur Eine Stimme der Ergebenheit und des Lobes.

„Wunderbar! kaum begreiflich!“ sagte ich zu mir selbst, indem ich mich daran erinnerte, daß die Königin unlängst von dem Parlament 72,000 Pfd. St. zur Erbauung eines Stalles neben ihrem Palaste in Windsor und in derselben Sitzung für Prinz Albert 30,000 Pf. St. zur Wiederherstellung seiner Hundeställe verlangt hatte, und vor ganz kurzer Zeit abermals 17,000 Pf. St. zur Räumung von Ställen neben einem Palaste, den die Königin für ihren ältesten Sohn verlangt, und welchen derselbe beziehen soll, sobald er mündig erklärt wird.

„Wie?“ so fragte ich mich, „119,000 Pf. St. für Pferde- und Hundeställe, zum Unterhalt der prächtigsten Pferde und Hunde, und das zu eben der Zeit, wo Irland vor Hunger stirbt oder in Elend auswandert? — Wo in England selbst auch so viel für die Menschen zu thun bleibt? — Wo mit dieser Summe so viel zur Beförderung des allgemeinen Wohles gethan werden könnte?“

Die Königin Elisabeth pflegte zu sagen, sie glaubte ihr Geld in den Taschen ihrer Unterthanen am Besten angelegt zu haben, und ließ sich nie zu ihrem persönlichen Gebrauche höhere Summen anweisen. Die Königin Victoria dagegen verlangt beinahe jedes Jahr große Summen zu Pferde- und Hundeställen, und ist dennoch bei eben diesem Volke in hohem Grade beliebt, geehrt und angesehen. Das Parlament murrt zwar, allein es bewilligt dennoch, was sie verlangt, und das Volk bewilligt, ohne zu murren, denn es liebt seine Königin.

Aehnliche Forderungen scheinen sonst für die Könige gefährlich zu sein. Sie untergruben den Thron Ludwig Philipps und vor diesem schon manchen andern Königsthron. —

Doch der leichte Fuß dieser Königin — und es scheint ein allerliebstes, kleines Füßchen zu sein — tanzt auf diesem gefährlichen Boden stets auf's Neue, ohne zu straucheln. —

„Wie ist das möglich? Was macht diese Königin so populair, so allgemein beliebt bei ihrem Volke, obgleich sie so große Summen für die unnöthigen Luxusartikel von Hunden und Pferden ausgiebt, während hunderttausend ihrer Unterthanen an dem Unentbehrlichsten Noth leiden, keine Wohnung haben, nicht das tägliche Brot?“

Diese Fragen warf ich auf.

Man antwortete mir darauf:

Das englische Volk liebt es, wenn sein Monarch einen gewissen königlichen Aufwand macht. Es liebt selbst schöne Pferde und schöne Hunde, und es schmeichelt seinem Nationalstolze, daß auch das Königshaus daran Gefallen findet und daß diese schönen Pferde und Hunde auch in schönen Gebäuden untergebracht werden.

Der persönliche Charakter der Königin, ihre häuslichen und bürgerlichen Tugenden, der Einfluß, den sie durch ihr Beispiel übt, sind von so großem Werthe für das Volk, daß dieses die kleinen Geldopfer nicht für zu groß für den Besitz einer solchen Königin findet. England fühlt, daß es, geschützt durch den Thron und das Scepter dieser Königin und durch die Ruhe, welche unter derselben nach allen Richtungen hin herrscht, frei und freudig seine innern Angelegenheiten ordnen und auf dem Wege demokratischer Entwickelung und Selbstherrschaft mit einer Sicherheit vorwärts schreiten kann, deren andere Staaten, selbst Republiken, sich nicht erfreuen.

Das englische Volk ist zufrieden, von seinem Throne geschützt zu werden, und dieser ist ihm, trotz seiner wilden Schößlinge, lieber, als die blutige Freiheitsfahne, die es in dem Nachbarlande, jenseit des Kanales im Winde flattern sieht.

Dazu kommt noch, daß das Herrscherpaar, welches

den Thron Englands jetzt inne hat, eine Erscheinung darbietet, welche nicht nur auf diesem Throne, sondern auf allen Thronen der Welt eine Seltenheit ist. Die Königin und ihr Gemahl erscheinen nämlich, und mit Recht, dem Volke als ein Vorbild aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden. Die Königin ist als Gattin und Mutter ausgezeichnet; sie selbst führt die Aufsicht über die Erziehung ihrer Kinder und erfüllt eben so gewissenhaft wie ihre häuslichen Pflichten auch die als Regentin. Sie steht früh auf und ist im Großen wie im Kleinen eben so ordentlich als pünktlich. Alles, was sie kauft, bezahlt sie baar und bleibt überhaupt Niemand etwas schuldig. Ihr Hof zeichnet sich durch freundliche Sitten aus. Auf ihren Gütern ordnet sie Alles auf das Beste, namentlich das Armen- und Schulwesen, und Prinz Albert leistet ihr dazu Beistand. Ueberall können ihre Einrichtungen und Anstalten als Muster dienen. Ihre persönliche Rechtschaffenheit, ihre Freundlichkeit, ihr Edelmuth und der richtige Takt, den sie bei jeder Gelegenheit offenbaren, erobert ihnen überall die Herzen des Volkes. Sie zeigen stets die lebhafteste Theilnahme für die wichtigsten Volksinteressen und fördern dieselbe auf jede Weise. Der Sache des Freihandels nahmen sie sich kräftig an und durch die große Ausstellung in dem Krystallpallast, zu welcher Prinz Albert die erste Idee hatte, welche dann durch die Köni-

gin mächtig unterstützt wurde, lieferten sie dafür einen glänzenden Beweis.

Die Sympathieen der Königin entspringen sowohl dem Herzen als dem Verstande.

Als der edle Peel, der große Staatsmann, starb, schloß die Königin sich mehrere Tage in ihre innersten Gemächer ein, um ihn wie einen Vater zu beweinen. Und wo irgend eine warme Theilnahme angerufen wird, sei es öffentlich, sei es in Privatkreisen, da wird sie auch von der Königin Victoria wie von dem Prinzen Albert warm und in reichem Maße gezeigt.

Dies Urtheil über die Königin und den Prinzen Albert hörte ich in England von allen Parteien äußern, und eine Menge Anecdoten aus ihrem Privatleben, so wie von ihren Handlungen können als Beweise für das Gesagte gelten.

Dieser allgemeine Eindruck, dieser große Einfluß eines Regentenpaares, das eigentlich gar nichts zu regieren hat — denn man weiß es hinreichend, daß Englands Monarch im Grunde nichts weiter ist, als ein nomineller Vollstrecker des Volkswillens — eine Hand, welche unterschreibt, was die Minister ihr im Namen des Volkes vorlegen — diese große Macht der Königin Victoria, die eigentlich gar keine politische Macht besitzt, erweckte in mir den Gedanken!

„Ist das nicht der Anfang der höchsten königlichen Gewalt, die wahre geistige Monarchie, das Ideal der Alleinherrschaft? Ist es nicht der Beginn einer neuen, einer höchsten Staatsgewalt?“

König und Volk stehen gegen einander nicht mehr in dem Verhältniß, wie zu jener Zeit, als Karl IX. Dekrete erließ, bei denen er den Zusatz machte:

„Danach richtet Euch und dann packt Euch!“

Diese Weisung soll nicht mehr der König, sondern die Vernunft dem Volke geben. Das Volk ist zur Mündigkeit gelangt und soll sich selbst nach selbstgegebenen Gesetzen regieren. Der Monarch ist nur der Vollstrecker des Volkswillens oder Gesetzes. Das ist er, wie man behauptet, in England.

Ja, er ist es allerdings, doch er ist offenbar auch noch etwas mehr. In der Wirklichkeit muß er unendlich mehr sein: Das Höchste auf Erden!

Der König und die Königin eines Volkes sind dazu berufen, durch die Gnade Gottes und die Stimme des Volkes, eben dieses Volkes höchsten moralischen Willen, dessen Herz und Charakter zu vertreten.

Sie sollen dem Volke voranstehen, vor ihm einherschreiten in der Strahlenkrone reiner, menschlicher Tugenden — sie sollen über und vor dem Volke stehen, als dessen Vorsehung, als seine leitende und glänzende Ge-

stirne und das Volk soll zu ihnen mit Liebe und Hochachtung emporblicken, wie man zu dem Erhabenen aufschauen muß; es soll von ihnen geleitet werden, denen es nicht beistehen kann, wie wir alle uns gern vor dem leiten lassen, was wir bewundern, wie es in der Natur des Menschen liegt, dem zu gehorchen, dem man mit wahrer, inniger Libe zugethan ist.

Wahrlich, eine solche Herrschaft, eine solche Königsmacht, ist es werth, sie zu besitzen! — Etwas Höheres kann es nicht geben, ausgenommen — die Macht Gottes. Und sogar diese ist kaum anderer Art.

Diese Aufgabe ist groß, erhaben, doch sie ist nicht leicht. Sie fordert viel von dem Menschen, wenn auch freilich nichts, wozu nicht jeder Bessere befähigt wäre. Genie und große natürliche Geistesanlagen sind dazu nicht erforderlich, sondern nur der ernste Wille eines edeln Herzens. Und gewiß liegt die Zeit nahe, wo keine andere Königsmacht mehr viel Gewalt auf Erden besitzt, als wo Krone und Scepter eines Herrschers geistige Gewalten werden.

Dann wird es einem guten Könige und einer guten Königin leicht fallen, populair zu sein. Befreit von der Sorge wie von der Verantwortlichkeit, an den Streitfragen des Reiches Theil zu nehmen, können sie in dem vollen Glanze persönlicher und bürgerlicher Tugenden dem

Volke voranschreiten, allen Gliedern desselben ein Gegenstand der Bewunderung und der Nachahmung.

Das ist eine Popularität, werth, daß der Würdigste sie zu erringen trachtet.

Die Macht des Vorbildes auf dem Throne! Wie groß sie ist, kann man schon jetzt in der Gewalt sehen, welche die Königin Victoria und der Prinz Albert über das englische Volk ausüben. Sie ist wahrlich viel größer, als die, welche durch die Worte König Karls ausgedrückt wurde:

„Danach richtet und dann packt Euch!"

Uebrigens ist es allerdings die Frage, ob die Forderung jener großen Summen zu so kleinlichen Zwecken mit unter die Zahl der guten Vorbilder gehört.

„Nein!" antwortete man mir, „aber —"

Von Manchester reis'te ich nach Birmingham. Wieder sah ich das Land der Feueranbeter, die hohen Pyramiden ihrer dampfenden Altäre, von den grünen Feldern sich hoch in die Lüfte erhebend; wieder sah ich die funkensprühenden Schlünde aus der Erde aufsteigen, diesmal jedoch mit ungeschmälerter Freude. Denn ich hörte nicht mehr das Klagegeschrei der Kinder ihr Brausen übertönen; ich hörte und erblickte in ihnen jetzt nur noch die

Zeichen und Beweise der allgemeinen Wohlhabenheit, ich erfreute mich in ihnen der Gewalt des Menschengeistes über Feuer, Wasser und alle Naturkräfte; — des Sieges der Götter über die finstern Mächte.

Die Sonne durchbrach die Regenwolken, als ich Birmingham erreichte, die Fabrik Englands nicht allein, sondern der ganzen Welt, für Stahlfedern, Knöpfe, Stahl-, Zinn- und Messingwaaren aller Art.

Darf man Manchester eine riesige Spinnerin nennen, so ist Birmingham ein riesiger Schmidt.

Ich besuchte in Birmingham eine Stahlfederfabrik und folgte in ihrem ganzen Entstehungsprozesse den wunderbaren kleinen Stahlzungen, welche in alle Welt hinausgehen, um so viel Gutes und Böses, Großes und Kleines, Wichtiges und Unbedeutendes schaffen zu helfen. In großen lichten Sälen waren 400 Mädchen an eben so vielen Federstempeln placirt, einer leichten, für Mädchen besonders passenden Arbeit.

Alle waren wohlgekleidet und schienen gesund und heiter zu sein, Viele waren hübsch und das Ganze bot einen Anblick des Wohlstandes und der Ordnung dar, welcher selbst den der arbeitenden Mädchen in den berühmten Fabriken Lowells in Nordamerika übertraf.

Birmingham befand sich in diesem Augenblicke in dem blühendsten Zustande; es hatte mehr Bestellungen,

als es auszuführen vermochte und in der ganzen Stadt gab es nicht einen unbeschäftigten männlichen Arbeiter.

Ich sah in Birmingham eine großartige Zeichnenschule. In einem prachtvollen Saale und einer großen Rotunde studirten mehr denn 200 junge weibliche Künstlerinnen die reiche Sammlung der Modelle aller Künste. Zu gewissen Stunden der Woche sind die Hallen nur diesen Kunstjüngerinnen geöffnet. Eine ehrwürdige Matrone, die Pförtnerin des Schulhauses, sprach mit solchem Enthusiasmus von der großen Menge dieser Schülerinnen, daß es mir schien, sie selbst wolle damit groß thun.

Ich besuchte in Birmingham auch einen schönen Park mit Treibhäusern, in denen tropische Gewächse prangten, und die dem Publikum geöffnet waren. Eben so besuchte ich einen großen Concertsaal, in welchem zweimal wöchentlich „Glees“ zur Aufführung kommen, zu denen das Volk um sehr geringen Preis Zutritt hat.

Das Alles sind republikanische Einrichtungen, die indeß bis jetzt in den monarchischen Staaten keinen bessern Fortgang zu haben scheinen, wie in den Republiken selbst. —

In Birmingham wurde mir die Ueberraschung bereitet, plötzlich in der Zeit um fünfzehn Jahrhunderte zurück versetzt zu werden, nach der Wüste Chalcis in Syrien und daselbst ein Leben zu führen, dem in Birmingham so unähnlich, daß es mich eben durch den Contrast erquickte.

Zur Lösung des Räthsels muß ich sagen, daß ich eines Abends in Birmingham, in Begleitung einer dortigen sehr liebenswürdigen Familie, der Vorlesung eines talentvollen jungen Geistlichen über den heiligen Hieronymus, den Kirchenvater, beiwohnte.

Der Vortrag wurde extemporirt, war aber sehr lebhaft und anschaulich und hatte offenbar den Zweck, die Zuhörer nicht zu einem ascetischen, contemplativen Leben zu bewegen, sondern vielmehr davon zurück zu halten. Der Redner schilderte den heiligen Hieronymus wie einen edlen Narren, wie eine Merkwürdigkeit der menschlichen Natur, wie ein Opfer von Verstandesverirrung, das man beklagen, doch nicht nachahmen müsse.

Die Bestimmung des Menschen, sagte der Redner, werde nicht dadurch erreicht, daß man das Stadtleben fliehe und sich unter Studien und Selbstkasteiungen in eine Wüste begrabe, sondern die Bestimmung des Menschen sei vielmehr in dem lebendigen Stadtleben viel besser zu erfüllen, als in dem einsamen Leben in der Wüste.

Dies war die Moral des Redners, auf mich jedoch machte sein Vortrag einen Eindruck, welcher dem, den er beabsichtigte, beinahe ganz entgegengesetzt war. Ich sah diesen christlichen Streiter des dritten Jahrhunderts, getrieben von dem glühenden Durst nach dem Lichte des Gedankens, nach geistiger Freiheit und Reinheit des Lebens, auswandern, um diese Quellen des Lebens zu su-

chen; ich sah ihn die Städte, in deren genußreichen Kreisen auch er gelebt hatte, verlassen, um in den Katakomben, unter den Gräbern der Märtyrer, in Gallien und am Rhein suchend dem Christenthume zu begegnen. Dann sah ich ihn wieder später, nachdem er die heilige Taufe empfangen, die Bibel unter dem Arme, Syriens brennende Wüste durchwandern, und in Chalcis glühendem Sande sich exegetischen Studien und Selbstkasteiungen hingeben. Ich hörte ihn, wie er — nach seinen eigenen Worten — sein Lager mit Thränen befeuchtete, weil er von seinen Freunden als Narr verlassen und gemieden wurde; ich hörte, wie er diesen Freunden keinen andern Vorwurf machte, als daß sie das schlimmere Theil erwählt, das genußreiche Stadtleben; ich hörte ihn, wie er mit Entzücken ausrief: „O, Ihr schweigsamen Wüsten, von Jesus Christus mit Blumen bestreut! O Du milde Einsamkeit, angefüllt mit seinem Geiste!“ — Ich sah ihn, wie er nach vollendetem Kampf aus seiner Wüste hervorging, in Rom mit seiner Bibel öffentlich auftrat und die Laster der großen Stadt schonungslos geißelte. Ich sah, wie die stolzen Römerinnen anfangs staunend zuhörten und dann sich unter das Urtheil des strengen Lehrers beugten; sah, wie Marulla und Paula das ausschweifende Leben Roms verließen, dem Lehrer folgten, und auf seinem Wege Klöster und andere christliche Anstalten gründeten. Ich sah ihn wachsen in dem Riesenkampfe mit den Gedanken

und dem Leben des Zeitgeistes, bis er dastand als Sieger — als Begründer der christlichen Kirche, — er, der Narr, der sich in den Sand der syrischen Wüste vergrub, dort zu kämpfen mit — sich selbst, mit seinen einsamen Tagen, seinen schlaflosen Nächten!

Dieser Narr, dieser Sohn der brennenden Wüste, dieser geistige Vorkämpfer, aus dem Schleier hervortretend, in den fünfzehn Jahrhunderte ihn gehüllt hatten, wuchs vor meinem geistigen Blicke empor, bis er ganz Birmingham mit allen seinen Fabriken, Werkstätten und Stahlfedern überragte, wie ein Coloß einen Maulwurfshügel.

Ich weiß, daß man ein Unrecht begeht, wenn man unvergleichbare Größen mit einander zu vergleichen sucht.

Das Menschengeschlecht hat in seiner Riesenwerkstatt Raum für alle Gestaltungen seines Lebens: Für St. Hieronymus und Birmingham. Beide stehen übrigens auch nicht in nothwendiger Opposition zu einander, sondern können sich als geistige und materielle Kraft brüderlich die Hand reichen, — wie Balder und Höder, um neben- und miteinander auf der neuverklärten Erde zu wohnen. Uebrigens war auch der heilige Lehrer in Birmingham keineswegs ein Fremder, das zeigte sich mir in der liebenswürdigen Familie, die ich dort kennen lernte und in den Instituten, die ich mit derselben dort besuchte.

Ich nahm mir vor, von Birmingham für einige Tage nach Stratford am Avon zu reisen und von dort

nach London, die große Ausstellung noch zu sehen, deren letzte Woche herannahte.

Ich mußte daher die Manufacturdistricte früher verlassen, als ich eigentlich gewünscht hätte. Bevor ich dies jedoch thue, muß ich noch einige Worte über den größern Theil ihrer Bevölkerung sagen, d. h. über die Fabrikarbeiter. —

Fast Alle gehören der politischen Partei an, die unter dem Namen „Chartisten" bekannt ist, nämlich Anhänger des allgemeinen Wahlrechts. Sie sind dies im guten Sinne sowohl, wie im bösen, und der Widerstand, auf welchen ihr rechtmäßiges Verlangen bei der gesetzgebenden Macht gestoßen ist, dieser gegenüber vollständiger repräsentirt zu werden, hat sie gegen die Regierungsgewalten immer mehr aufgebracht und endlich so weit, daß sie ihre Forderungen immer mehr steigerten und selbst gegen höhere Rechtsgründe in Opposition traten; dabei vergessen sie jedoch der Pflicht, sich des Wahlrechtes durch höhere Bildung würdig zu machen. Zunächst ist dies jedoch nicht ihre Schuld. Unter dem Klappern der Maschinen aufgewachsen, ohne Schulbesuch, ohne religiösen oder moralischen Unterricht, unter schwerer Arbeit und durch den beständigen Kampf mit den Verhältnissen des Lebens abgehärtet, haben sie einen Geist gewonnen, welcher mit den höher gebildeten Elementen, deren Segnungen sie nie kennen lernten, in keinem Einklange steht.

Atheismus, Radicalismus, Republikanismus und Socialismus aller Art schlagen hier im Verborgenen ihre Wurzeln und wachsen empor unter zahlreichen Volksmassen, welche nur durch die Furcht gezügelt werden können, die sie vor der gewaltigeren Macht haben, welche man gegen sie anzuwenden vermöchte, so wie durch die Arbeit gegen die täglichen Bedürfnisse, so lange beide hinreichend für sie vorhanden sind.

Vielleicht haben die Sklavenstaaten Amerika's Recht, wenn sie in dieser Beziehung sagen: „England liegt uns zu Füßen! Es kann unsere Baumwolle nicht entbehren! Müssen die Fabriken Englands feiern, so hat es einen Volksaufruhr vor der Thür."

Leicht möglich, daß dem wirklich so ist; denn diese zahlreiche Masse der Fabrikarbeiter, von allem Anfang vernachlässigt von der Gesellschaft, von Staat und Kirche, blickt auf diese nur, wie auf habsüchtige, despotische Mächte, und in zähem Widerstande gegen dieselben hat sich diese zahlreiche Volksmasse vereinigt, um für ihre Kinder Schulen zu stiften, von denen jeder moralische wie religiöse Unterricht ausgeschlossen ist, in denen nur praktische Gegenstände gelehrt werden.

Wahrlich, das ist für England ein vulkanischer Boden, und als solcher hat er auch schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der ersten Denker Englands auf sich gezogen.

Doch das Licht hat bereits einen Anfang gemacht, in dieses Chaos mit schaffender Kraft einzudringen, und ein Geist, der die Finsterniß vom Lichte scheiden, eine neue Schöpfung gestalten wird, schwebt bereits über der unheimlichen Tiefe.

II.

Die Londoner Weltausstellung*).

Als ich in London angekommen, die Ausstellung das erste Mal besucht hatte, sah ich bald ein, daß es für mich unmöglich sein würde, sie mit einer gewissen Vollständigkeit in einer einzigen Woche in ihren einzelnen Theilen aufzufassen, und so begnügte ich mich denn damit, das Charakterisirende, mir das Eigenthümliche in dem

*) Obschon sich Frau Bremer auch in diesem Aufsatze zunächst nur mit der Londoner Ausstellung beschäftigt, mit einem Gegenstande also, der durch die zahlreichen Berichte, welche in Zeitungen niedergelegt und zu ganzen Büchern zusammengestellt worden sind, hinlänglich erörtert scheint, so glauben wir doch den Dank unserer Leser durch diese Mittheilungen der Verfasserin zu verdienen. Wir übergehen dabei nur das dem Leser bereits aus anderen Mittheilungen vielfach Bekannte. Was nämlich Frau Bremer zur allgemeinen Charakteristik der Ausstellung sagt, das anschauliche Bild, welches sie von dem Eindrucke und der Bedeutung derselben im Ganzen ent

Leben und Treiben der verschiedenen Völker zu bemerken. Ich ging daher beständig hin und wieder zwischen Occident und Orient, zwischen Nord und Süd, zwischen den Polar- und den Wendekreisen, zwischen Nordamerika und China, zwischen Schweden und Rußland, zwischen der Türkei und Frankreich, zwischen Deutschland und England u. s. w., indem ich die Gegenstände contrastiren und auf mich einwirken ließ, wie sie wollten.

Der erste Eindruck, der dabei in mir erweckt ward und immer mehr wuchs, war:

„Eine wie gute Mutter ist die Erde doch für alle ihre Kinder!"

Von Nord bis Süd, vom Morgenland bis zum Abendland, überall auf der bewohnten Erde hatte sie in Metallen, in grünen Kräutern und Bäumen, in edlen Früchten, in nützlichen Thieren, in allen Gaben des Naturreiches den Menschen einen reichen und im Allgemeinen wunderbar gleich zugemessenen Theil gegeben. Blos jenseits des Polarkreises, in den Regionen der ewigen Kälte, und unter dem Aequator, in denen der ewigen Hitze, schien ihre Güte, oder vielmehr ihre Macht, eine Grenze

---

wirft, das ist so vollkommen in dem Geist und Tone geschrieben, der ihre literarischen Leistungen in Deutschland populair gemacht hat, daß die Darstellung auch heute noch auf dankbare Leser rechnen darf, nachdem sich die Schätze des Glaspalastes längst wieder über alle Theile der Welt zerstreut haben.

Der Uebersetzer.

zu haben; denn dem Kinde dort — dem Stiefkinde der Natur — gibt sie doch Nahrung und Vergnügen — genug für Die, die nichts Besseres kennen.

Mein nächster Gedanke fiel auf den Gebrauch, den die Menschen von diesen Gaben gemacht. Und hier kam man unwillkürlich dazu, an den Anfang zu denken, ich meine den ersten, als Gott die Erde schuf mit Allem, was darauf ist, und zu den Menschen sagte: „Erfüllet die Erde und herrschet über sie und Alles, was sie trägt, über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel, und alle Thiere, die auf der Erde kriechen, und über alle Arten von Kräutern und Bäumen!“ — Zwischen diesem Anfang im Anbeginn der Zeit, und dem jetzigen Zeitpunkt mehrere tausend Jahre später, in diesem Jahr, das wir 1851 nennen, und dessen sogenanntem Weltmarkt (Worlds Fair) war eine Unähnlichkeit und — eine Aehnlichkeit.

Denn damals, im Anfange, im ersten Jahre der Welt, im Jahre Nr. 1, ward das Capital gegeben, um damit zu handeln, das Capital, das von den Menschen verwaltet werden sollte. Und nun, 1851, war eine Botschaft ausgegangen von dem Buchhalter des Herrn, und ein Aufruf an alle Völker der Welt, daß sie kommen und aufweisen sollten, was sie mit dem Capital gemacht, das sie beim Anfange erhielten. Ein Jeder sollte mit seinem

Theil kommen, mit seinem Pfund, und zeigen, wie er davon Gebrauch gemacht.

Sie sollten kommen und sich versammeln auf einer Insel im Weltmeer, über die eine junge Königin Herrscherin war; sie sollten dort versammelt werden in einem großen Palast, den man für sie gebaut — durchsichtig, allen Lichtstrahlen offen — einem Palast von klarem Glas, erbaut in einem Garten. Hier sollten die Menschen aus allen Enden der Welt in brüderlichem Verein sich begegnen, und von einander die gegenseitigen Sitten und Gebräuche, Kunst und Geschicklichkeit kennen lernen. Hier sollten ihre Productionen beschaut, ihr Talent, ihre Kunstfertigkeit verglichen und beurtheilt werden. Hier sollte das menschliche Gewissen in dieser Beziehung in sich gehen, seine Werke untersuchen und zu sich sagen: „Sieh, so weit sind wir bis jetzt gekommen!" Und darauf sollte ein neuer Weltlauf beginnen, mit neuen Eingebungen, höheren Einsichten. Das sollte ein neuer Anfang werden.

Das war beabsichtigt, und so erging der Aufruf an die Völker von dem edlen Fürsten, der sich berufen fühlte, an der Spitze des großen Unternehmens zu stehen. Und die Menschen kamen aus aller Welt Enden. Es war eine Freude, zu sehen, wie freudig und willig sie kamen, als sie die Botschaft erst einmal richtig aufgefaßt hatten. Es war eine Lust und eine Freude, sie im Krystallpalast

versammelt zu sehen, vorzeigend, was sie angefangen mit den Gaben der Mutter Erde, Jeder in seiner Weise und nach seinen Kräften, — zu sehen, wie sie hier auf dem Weltmarkt ihre Productionen auslegten!

Daß die civilisirten Völker, die, welche dem magischen Kreis der Königsinsel nahe standen, mit ihren Schätzen kommen würden, das war zu erwarten, das war ganz natürlich. Sie erwarteten davon einen sicheren Gewinn. Aber daß auch Die, die weit außerhalb desselben liegen, die, so zu sagen, am Außenende der Welt wohnen, kommen würden mit dem Wenigen, was sie hatten, das war überraschend und — entzückend. Das zeigte, daß die Menschenfamilie in diesem großen, sich runddrehenden Garten der Erde trotz aller Entfernung, trotz aller Verschiedenheit in Farbe und Sinn, doch anfange von einander zu wissen und es anzuerkennen, daß sie Geschwister und Kinder desselben himmlischen Vaters, derselben irdischen Mutter sind.

Denn daß die Eskimos ihre Anwesenheit zwischen den Weltmenschen auf der Völkerversammlung nur durch einige grob geschnitzte Holzarbeiten zu erkennen gegeben haben, das kommt sehr einfach davon, daß sie noch zu sehr Eskimos waren und eben nur einsahen, was für sie hübsch war, das Holz und die bildende Kunst, jedenfalls etwas Kostbareres, als was Gott ihnen aus der großen Schatzkammer aufzuweisen gegeben: das große Meer mit

den Fischen und den großen Wallfischen darin! — Mit mehr Einsicht hatten die Aschantes von der Goldküste Afrika's Tauwerk geschickt, das sie von Gras und Baumwolle bereiten. Und die Todfeinde der Weißen am Kap hatten — symbolisch genug — ihren Bogen und Pfeile geschickt. Mehrere wilde Stämme aus Asien und Amerika schickten ihre Zeuge, musikalische Instrumente, Zierrathen, Waffen, Alles aus dem Pflanzenreich verfertigt. Nordamerikanische Indianer hatten ihr zierliches, leichtes Canoe, aus einem Baumstamme angefertigt, geschickt; der naturalisirte Neger aus dem tropischen Amerika seine eigenthümlichen musikalischen Instrumente, seine Trommel aus Kürbißschale, seine zierlich geflochtenen Körbe; und das Schönste von allen diesen eigenthümlichen Gegenständen hatte von den Südseeinseln die Königin Pomaré eingesandt, Matten von Pandanos und Kleider aus Bast und Blättern des Brotbaumes gewirkt.

Bei der Betrachtung der Produkte der verschiedenen Völker war es bemerkenswerth, wie die Völkerschaften derselben Race die Gaben der Erde verwendet hatten. Die christlichen Völker der sogenannten kaukasischen Race hatten überall auf der Erde, in Asien wie in Amerika, in Sibirien und Hindostan, in Canada und Chili, in Aegypten und am Kap, auf Island und in Australien, in Schweden und in Italien dieselbe Art von Kunstfertigkeit und zu demselben Zweck entwickelt. Wenn sie hier

zusammen kamen — die verschiedenen Völkerschaften, die aber demselben Stamm angehören, wenn sie hier zusammen kamen aus ihren weit entlegenen Gegenden, und die Rohstoffe, die ihnen die Natur von Metall, Holz u. s. w. gegeben, und was sie daraus gemacht hatten, aufzeigten — da war das Alles sich wunderbar ähnlich! So mit den mechanischen Erfindungen und Kunstwerken. Es ward mit einigem Erstaunen bemerkt, daß Cairo, London, Paris, Petersburg, Stockholm, Berlin, Wien, Rom, Neuyork einander nichts wesentlich Neues ablernen konnten, im Industrie- und Kunstfach einander nichts Ueberraschendes zu zeigen hatten. Die Entwickelung der Generationen war also auf diesen verschiedenen Flecken der Erde ungefähr gleichmäßig und dabei gleichzeitig vor sich gegangen, obgleich Veränderungen an Talent und Charakter unverkennbar waren. Aber überall nichts wesentlich Neues, das das eine Volk vor dem anderen voraus gehabt hätte.

Dieses leitet die Gedanken unwillkürlich auf eine Entwickelung in dem menschlichen Geschlechte, die auf tiefer liegenden Gesetzen, tieferen Naturkräften gegründet ist, als die der empirischen Wirklichkeit, als die, welche durch äußere Verbindungsmittel hervorgebracht wird, so viel diese auch zur Beförderung derselben mitwirken.

Ebenso sah man auch die sogenannten wilden Völkerstämme auf der Erde überall auf ähnliche Weise zu

Werke gehen. Der Indianer und der Neger, der Samojede und der Caraibe haben ungefähr dieselben Gedanken, dieselbe Lebensweise, dieselbe Methode in Wohnungen, Waffen, Kleidern, Festen, Zierrathen. In Industrie und Kunst geben sie sich möglichst wenig Mühe; das zunächst Liegende aus dem Pflanzen- oder Thierreich gibt ihnen Kleider, Wohnung, Putz, — sie wollen essen, schlafen und sich amüsiren — das Leben leicht machen, das ist klar. Ihrer Ideale vom Leben sind wenige und nicht hoch. Sie scheinen immer so gewesen zu sein, mit Ausnahme einzelner Individuen, die als die Genies der Familie dastehen, aber die bisher die Familien zu inspiriren nicht im Stande gewesen sind. Sie gehen durch diese dunklen Racen gleich Propheten, andeutend, daß möglicher Weise höhere Umwandlungen vor sich gehen werden. Diese Racen erscheinen hier vorzugsweise als Kinder in dem Hause der Erde.

Die Chinesen stehen zwischen den Völkern der Erde gerade da, wo sie vor mehreren hundert Jahren standen. Sie repräsentiren das ultraconservative Element in der Völkerversammlung auf der Erde, — die äußerste Rechte. (Merkwürdig genug, daß die äußerste Linke, Nordamerika, jetzt in Californien en face und in Berührung gekommen ist mit dieser äußersten Rechten, und daß das Stille Meer bestimmt zu sein scheint, sie zu vereinigen — so weit überhaupt solche Contraste vereinigt werden können.) Ihr

Thee wird noch immer auf dieselbe Weise bereitet, ihr Porcellan ist gleich fein, hat dieselben Formen, ihre chinesischen Figuren sind eben so verunstaltet, wie vor 600 Jahren. Dennoch muß man gestehen, daß unter diesen letzteren einige Gesichter mit mehr Physiognomieen, mehr menschlicher Seele zu sehen waren, als man dies sonst bei chinesischen Menschenbildern zu bemerken gewohnt ist. Das morgenländische Kaiserreich mit seinem Kunstfleiß und seinem Stillstand steht in einem Contrast zu den abendländischen Völkern, wie ein Krystallschloß zu einem lebenden, wachsenden Baume, wie ein Chrysalide zum Schmetterling.

Ein anderer Vergleich, der sich dem Beschauer der Ausstellung von selbst aufdrang, war das Verhältniß zwischen dem ersten rohen Material, dem von der Natur gegebenen Rohstoffe und dessen Verwandlung durch Menschenhand, oder durch des Menschen Wissenschaft und Kunst.

Welcher Abstand z. B. und welche Entwickelung zwischen der ersten Bildung von Glas, die ein zufälliges Zusammenschmelzen von Sand und Asche vor Jahrtausenden einige phönizische Kaufleute an den Ufern des Flusses Belus entdecken ließ, — welcher Abstand von dem Glasklumpen, der unter einem Kochtopf in dem Wüstensande zusammengelaufen war, und — dem Glaspalast im Hydepark und der Krystallfontaine in dessen

Mitte mit ihren tausenden von schimmernden und blitzenden Strahlen!

Und dann: Seht die Klötze von grünem Malachit, wie sie in Australiens oder Rußlands Gruben ausgegraben werden, und diese glänzenden Thüren und Urnen und Tische — würdige Zierden eines Kaisersaals.

Und: Da ist das schwedische Eisen, wie man es aus den Gruben von Dannemora herausholt — das beste Eisen von der Welt, sagen einstimmig die kritischen Forscher auf der Ausstellung — und dann neben diesen unbearbeiteten, formlosen Stücken — die Ericsonische Eisenmaschine, die die ganze Welt in schnellere Verbindung bringen soll.

Und ferner: Hier der Flachs, eine kleine Pflanze, die hoch im Norden zu Füßen des Tannenbaums steht, ihre zarten Blüthen im Winde wiegend. Umgeben von einem Gürtel kräftiger Tannenwälder, wie ihn die Erde in den Gegenden des Nordpols trägt, steht in Schweden der Flachs in seiner schönsten Blüthe — „denn am schönsten ist der Flachs im Norden" — und zwischen dem Flachs und den Tannen ist ein Verhältniß, das werth wäre, von Herrn H. C. Andersen in einem Märchen behandelt zu werden. Die zarte Flachspflanze, erzogen im Schutz der Tannen, demüthig zu ihren Füßen, wird von Menschenhand eingeerntet, vom Tannenwald getrennt, bereitet, gesponnen, gewebt. Die stolzen Tannen fallen

unter der Axt in die reißenden Bergströme, von denen sie in's Meer hinausgeflößt werden. Hier erheben sie sich wieder auf's Neue, aber ohne Zweige und Laub, nackend. Am Meere treffen sie den Flachs wieder, aber umgewandelt. Der Flachs ist Leinewand geworden und bekleidet jetzt die Tanne bis zu ihrem Gipfel mit einem Laubwerk von weißen Segeln, das im Winde spielt. Die kleine verschämte Pflanze ist die Beherrscherin des Baumes geworden und führt ihn mit sich hinaus in die weite Welt, das Meer zu besegeln, die Produkte der Erde von dem einen Volk zum anderen zu führen, mit einander zu leben und zu sterben, weit entfernt von ihrer Muttererde. So sind sie nach dem Krystallpalast gekommen mit den Gaben der Erde aus fernen Ländern, so sieht man sie zusammen, den Baum und die Pflanze, auch auf der Ausstellung, in dem schwedischen Spinnrad mit dem schwedischen Flachs.

Aehnliche Vergleiche — und noch merkwürdiger hinsichtlich der Verwandlung von Naturprodukt zu Kunstprodukt — könnten in's Unendliche fortgesetzt und von allen Gegenständen auf der Ausstellung nachgewiesen werden.

Was hier nicht vorgezeigt werden konnte, das war die Electricität in ihrer ersten rohen Gestalt in der menschlichen Einbildung, nämlich als Jupiters Donnerkeil. Was man aber hier vorzeigte, das war der Ge-

brauch, den der Prometheus-Geist im Menschen von dem gefürchteten Feuer in den Wolken über ihm gemacht, von der mystischen Kraft, die er kennt, ohne sie zu kennen unter dem Namen Electricität. Man sah das vernichtende Feuer von Menschenhand aus den Wolken holen und von ihr zum Gebrauch auf der Erde verwendet werden. Man sah Menschenhände mit Jupiters Donnerkeil spielen. Man sah an mehrfachen electrischen Apparaten, was tiefe Forschung und dreiste Versuche zur Ausbildung der Wissenschaft gewirkt. Man sah endlich in dem electrischen Telegraphen die Erde gleichsam von einem Nervensystem übersponnen, wie die Nerven des menschlichen Körpers, mit Blitzesschnelle von einem Punkte der Erde zum anderen Botschaften bringen. Man sieht durch diese luftigen Drähte Menschen und Länder näher zusammengezogen werden. Man sieht, wie der Blitz des Menschen Bote wird, mit Menschenzungen redet, man sieht die Erde gleichsam — Mensch werden.

Die electrischen Maschinen in der nordwestlichen Gallerie auf der Ausstellung haben weltumfassende Bedeutung.

Der westliche Theil des Krystallpalastes, vom Transept an, gehörte fast ausschließlich Britannien (dem vereinten Reich) und seinen Colonieen; der östliche ward von den fremden Mächten eingenommen.

In den morgenländischen Räumen sah man kost-

bare Möbeln und Luxusgegenstände — mit der größten Kostbarkeit des Materials, aber mit Mangel an Schönheit und Geschmack in der Form — mit Ausnahme eines Theils von Costümen. Bequemlichkeit, Genußsucht, Stillleben schienen das leitende Princip bei häuslicher Einrichtung, Möbeln und Kleidungsstücken zu sein. Man sah viel Goldwerk, viele schwere Draperieen, Alles reich, mild, bequem für das physische Gefühl wie für das Auge; keine grellen Farben, keine scharfen Formen. Die außerordentlich feinen Shawls und Zeuge von Hindostan zeichneten sich aus durch ihre milden, schmelzenden Farben. Man hat die vortreffliche systematische Anordnung der Waaren in dem türkischen Departement hervorgehoben, und den Reichthum an Naturprodukten in den Ländern, über die der Sultan herrscht — der Türke, der in dieser jüngsten Zeit gezeigt hat, daß er ein besserer Christ ist, als mehrere von Europa's christlichen Regenten! — — eine große Kunstfertigkeit in traditioneller Kunst, aber Mangel an höherer Wissenschaft.

Griechenland hatte seinen Honig von Hymettus geschickt und schöne Marmorblöcke von dem Marmor, aus dem seine berühmten Götterbilder gearbeitet wurden. Marmorblöcke gibt es noch in Griechenland, aber Götterbilder — — —!

Aegypten, Persien, Arabien schickten köstliche Naturprodukte in Stein- und Erdarten. Ihre Manufactur-

produkte sind ungefähr dieselben, wie die der Türkei. Sie stehen in industrieller Kunst und Wissenschaft hinter den abendländischen Völkern zurück. Aber in gewissen Dingen steht doch der Orientale, so scheint es mir, als ältester Sohn, als Fideicommissair im Welthause da. Er hat die Palmen, er hat den Kaffee, — den wir Alle von ihm kaufen müssen; er hat die köstlichen Gewürze, Thee und Zucker, ohne die wir nicht leben können; er hat die duftenden Oele, die schönen Farben, die gewiß schon im Paradiese vorhanden waren; — er hat den Elephanten und den Strauß; er hat Vieles in dem lebendigen Leben, und Vieles in der alten mystischen Wissenschaft und Kunst, in Gebäuden und in Bildern und Schrift, was die Abendländischen nicht haben und niemals haben werden, mögen sie auch noch so viel spinnen und weben, erfinden und sich vervollkommnen. Und er weiß das! Deswegen sitzt er bequem mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Divan und trinkt seinen Mokka, raucht seine Pfeife und sieht ruhig lächelnd dem rastlosen Treiben seines jüngeren Bruders zu, und — bleibt in der Concurrenz — wenigstens auf der Weltausstellung hinter ihm zurück.

Und nun dieser jüngere Bruder — um ihn in seiner mit dem Morgenlande am meisten contrastirenden Gestalt zu betrachten, wollen wir uns ihn ansehen in dem äußersten Abendlande, in den Vereinigien Staaten Nord-

amerika's. Aber — man kann nicht sagen, daß die Vereinigten Staaten auf dem Völkercongreß im Krystallpalast vollständig vertreten waren. Bruder Jonathan hatte bei sich zu Hause zu viel zu thun, als daß er Zeit gehabt hätte, in vollem Staat zu Bruder John zu kommen. Er begnügte sich damit, ein Kriegsschiff mit den Friedenstrophäen zu befrachten, die er zunächst vor der Hand fand. In mannigfachen Mineralien schickte er Proben von seinen reichen Mitteln in diesem Naturreich; in einigen ungeheueren Maschinen eine Probe von der Wirksamkeit des Erfindungsgeistes des Oceans; er schickte seine leichten, luftigen Wagen, sein goldenes „indiancorn“, im Ganzen mehr Andeutungen auf ein großes, wachsendes, werdendes Volk, mit unbegrenzten Kräften im Reiche der Natur und Intelligenz, als eine bestimmte Vertretung eines Volkes, das sich selbst und seine Mittel vollständig kennt und in der Macht hat. Es konnte auch nicht anders sein. Merkwürdig ist es gleichwohl, daß die neue Welt auf der Ausstellung den besten Pflug und — das schönste weibliche Bild in Marmor aufzuweisen hatte, — Hiram Powers „griechische Sclavin.“ Ich ahne darin eine symbolische Prophezeihung der Entwickelung der höchsten materiellen und der höchsten idealen Wirklichkeit, die hier weiter zu besprechen nicht der Ort ist. Aber Eines weiß ich: die Sonne ist warm im Lande der Hesperiden und

stark genug, um alle Früchte Hesperiens zur Reife zu bringen.

Diese sogenannte „griechische Sclavin", dieses gefesselte Weib mit gebundenen Händen, sah ich mehrere Male jenseits des Oceans, in Nachbildungen des Originals, kalten, schwachen Copieen des Originals, das ich hier zum ersten Male sah. Die Copieen hatten mich theilnahmlos gelassen. Das Original ergriff mich mit einer seltsamen Macht, wie noch nie ein Marmorbild. Dieses edle Weib mit den gefesselten Händen, die so ruhig das Haupt mit dem unaussprechlich tiefen Ausdruck von Kummer und Indignation — Zorn ist dafür nicht die passende Bezeichnung — nach der Gewalt hinwendet, die sie fesselt — diese Lippen, die stumm sind, die aber unter dem Aufruhr des gekränkten Bewußtseins zu zittern scheinen und unter dem mächtigen Schlag des Herzens — — ich bezweifle beinahe, daß Power selbst die ganze Bedeutung gefaßt hat.

Ein Gold-Service aus Californien war ein recht passender Repräsentant von der westlichen Goldküste „Alta California." Das schöne Moos „Tillandica Urnoides," aus Süd-Carolina und Georgien, sah ich hier wieder, aber sehr ungleich dem, das ich dort sah, in langen Draperieen von den ungeheueren Steineichen herabhängend, und mit diesen die herrlichsten gothischen Naturkirchen bildend, die man sich nur denken kann.

Der amerikanische Adler, hoch aufgestellt über einem Orgelwerk, das auch von jenseit des Meeres, beherrscht mit seinen besternten Fahnen den Hintergrund der östlichen Gallerie, nnd schaut nach der westlichen, der britischen Seite hin. — Laß uns nach Europa übergehen.

Frankreich muß als die Königin des Geschmackes anerkannt werden. In den Sälen, die von seinem Seidenzeug, seinen Stickereien, Teppichen, Blumen, theuren Geweben und Arbeiten der verschiedensten Art eingenommen werden, herrscht ein feiner Parfüm. Es ist, als ob alle diese feinen und geschmackvollen Schöpfungen etwas von ihrem Leben ausathmen sollten, oder von dem Leben, das sie erstehen ließ. Man glaubt sich fast in Gesellschaft zu befinden mit der Sevigné und Maintenon. Es verbreitet sich hier ein eigenthümliches, unnennbares Behagen, eine unbeschreibliche Grazie in Formen, Farben, Zeichnungen, eine feine, ätherische Kunst in dem Größten, wie in dem Kleinsten. Es fällt dieses namentlich auf, wenn man zu dieser Abtheilung aus den englischen und deutschen Abtheilungen kommt.

In dem deutschen Gebiet erschien mir nichts so schlagend charakteristisch, für Germanien so eigenthümlich, als dessen Bildsäulen. Diese Gestalten aus dem „Nibelungen-Lied," mit ihrer Tiefe von Wollen und Ernst, diese Jünglinge und Mädchen, in deren romantischer Schönheit eine halb wilde, mystische Macht entzückt und

gebietet, stark und lieblich, wie die Macht der Natur — sie zeugen von Germaniens Geist, von den Kräften der Natur und des Geistes, wie sie keine Wissenschaft zu erschöpfen, keine Ausstellung vollständig auszustellen im Stande ist. Dieses urgrundtiefe Leben, aus dem Germaniens edelste Geister, seine Krieger, Denker und Dichter hervorgegangen sind, Hermann und Gottfried, Schiller und Goethe, Schelling und Hegel, das redete aus diesen edlen Kunstwerken deutscher Künstler und lieferte den Beweis, daß Germaniens Schöpferkraft noch frisch und jung genug lebt, um neue Sphären des Lebens zu inspiciren.

Frankreich hatte einige plastische Kunstwerke geliefert von einer schrecklichen Wirklichkeit in dem satanischen Genre. England hatte mehrere plastische Kunstprodukte, die edel, tief gedacht, vor Allem naturgetreu — wie die Statuen von Hampden und Fairfax — Ausdrücke eines starken Charakters, eines bergfesten Willens; aber ihnen fehlte jene germanische Poesie, dieses unnennbare „hinter den Bergen," welches die Grenzen für die sichtbare Welt erweitert, und den Sinnen unsichtbar unbekannte Welten öffnet.

„Zollverein" war die einfache, prosaische Inschrift auf mehreren edlen deutschen Kunstwerken aus verschiedenen deutschen Staaten. Die poetische Bedeutung des prasaischen Wortes schien mir eine Union zu sein, welche

4*

die verschiedenen Werke aus verschiedenen Ländern, als das Product eines gemeinsamen Geistes, eines gemeinsamen Lebens betrachten will, als einem gemeinschaftlichen Mutterlande, und nicht verschiedenen Staaten, Fürsten, Völkern angehörend. „Zollverein" schien mir ein Präludium zu dem „Vereinigten Deutschland."

Spanien und Portugal traten im Krystallpalast mit reichen Schätzen aus dem Pflanzen- und Steinreich auf. Botaniker und Mineralogen fanden hier Vieles von Interesse. Die Königin von Spanien hat ihre Juwelen geschickt, daß sie vom Volke beschaut würden, eine Sammlung, die an die Sagenwelt der „arabischen Nächte" erinnert, an diese Welt von Diamanten, Juwelen und Perlen, die meine und so manche jugendliche Phantasie entzückten. Die hier zur Schau gestellte betrachtete ich ohne Entzücken; der größte Diamant von der Welt, den man hier in seinem kleinen Glaspalast sehen konnte, erschien meinen profanen Augen als eine glatte, glanzlose Glasscheibe. Unter anderen Verhältnissen, auf eine edle Menschenbrust geheftet, oder auf eine schöne königliche Stirn, würde ich ihn wahrscheinlich mit andern Augen angesehen haben.

Italien erschien mir noch als der alte Meister in den schönen Künsten zwischen den Völkern der Erde. Aber einige Figuren mit Schleiern von Marmor schienen mir von einer umschleierten Ohnmacht zu zeugen.

Die Schweiz wetteiferte mit Frankreich an industriellem Fleiß, Kunst und Geschicklichkeit. Uhren, große und kleine, Stickereien, Gewebe ist nicht möglich, etwas Schöneres zu sehen an Arbeit, Geschmack und Reichthum der Muster.

Auch Belgien zeigte sich in seinen Producten als ein fleißiges, reiches, ausgebildetes Volk.

Schweden — so heißt es in den öffentlichen Beurtheilungen der Ausstellung — nimmt seinen Platz ein, als Hervorbringer des besten Eisens auf der Welt.

Aber was soll ich sagen von den Massen von Artikeln zur Bequemlichkeit oder Verschönerung des Lebens, zum Vergnügen, oder Nutzen, die England, Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz gleichsam um die Wette hervorbringen — in Maschinen, Kleidern, Hausgeräth, Möbeln, Fuhrwerken, Putz-, Porcellan, Glaswaaren u. s. w.? Ich werde davon nichts sagen, denn der Gegenstand ist überwältigend, und ich durchwanderte, im Ganzen genommen, wie eine Undankbare diese Rüstkammern der Bedürfnisse und des Luxus. Ich habe immer Diogenes für einen ganz klugen Mann gehalten und hege meinerseits eine ganz besondere Sympathie für seine Lebensweisheit. Ich habe stets sowohl einen geheimen, wie einen offenen Groll gegen Großmutter Eva gehegt, weil sie uns die Beschwerlichkeit zugezogen hat, daß wir uns Kleider anschaffen und kaufen müssen, was

zu den unangenehmsten kleinen Beschwerden des menschlichen Lebens gehört, die ich kenne; und ich erkläre mich selbst für schuldig, in dieser Beziehung die Lilien auf dem Felde beneidet zu haben, die weder spinnen, noch arbeiten, auch nicht in den Boutiken umherlaufen, um einzukaufen, oder bei den Nätherinnen, um ihre Kleider anzupassen. Die Glücklichen!

Daher, als ich zwischen den englischen Manufacturartikeln umherwanderte — in Saal auf Saal — Corridor auf Corridor — Zimmer auf Zimmer — man könnte sagen in einem Wald von Waaren, in einer kleinen Welt für sich — da fühlte ich mich mehr niedergeschlagen, als erhoben, ich fühlte ein besonderes Gelüste nach — Waldeinsamkeit.

Und doch war es England, das in anderer Beziehung auf mich und auf jeden Andern den bedeutendsten Eindruck auf dieser Weltausstellung machen mußte. England mit seinen Colonieen nimmt, wie ich bereits bemerkt habe, die ganze eine Seite des Krystallpalastes, von dem wesentlichen Eingang bis zum Transept ein. Man wandelt hier zwischen Morgenland und Abendland, zwischen den Polar- und Wendekreisen, und man sieht überall Spuren von Englands Macht; man sieht Völker und Länder, die England als ihre Herrscherin anerkennen. In Hindostan sieht man Hindus von englischen Richtern verurtheilt werden; Hindostan schickt nach England seine

reichen Schätze und Bilder aus seinem Volksleben, steht mit seinem Körper und mit seiner Seele unter Englands Befehl. Australien zahlt an England Tribut mit seinen schönen Früchten, gereift an der Tropen-Sonne, mit seinem Gold und seinen reichen Mineralien; und so zahlt auch Neuseeland mit seltenen Gewächsen und Thieren. Und Gemälde aus der Natur dieser fernen Länder zeigen, wie schön der Himmel, wie reich die Erde dort, wo England Gesetze vorschreibt. Canada kommt aus Nordamerika mit den schönen Holzarten aus seinen Wäldern, seinem nordischen Gethier aus Wald und Meer, seinen indianischen Stämmen, die Englands Oberherrschaft anerkennen. Von den Inseln der Südsee schicken die frei gewordenen Sklavenvölker Tribut an England, ihre Befreierin und Beherrscherin. Afrika sendet durch die englischen Colonieen an seinen Küsten seine Huldigung ihrer, und des Meeres, und des Handels Königin. Ueberall an diesen so weit entfernten Punkten der Erde hat England mit Gutem und mit Bösem Völker und Länder sich unterworfen und ihnen den Stempel seiner Gesetze und seiner Kultur aufgedrückt. Und um mich eines Ausspruchs Daniel Webster's vom Congreß der Vereinigten Staaten zu bedienen: „Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne wird von der englischen Trommel Reveille geschlagen!“

Und das ist England, dieses kleine Eiland, das

man in dreimal vierundzwanzig Stunden pr. Eisenbahn von einem Ende zum andern, nach allen Richtungen hin durchschneiden kann, das ist dieses kleine Land Britannia, das alles Dieses hergestellt, das wie eine Königin Victoria auf dem Meere dasitzt, das Scepter von einem Pol zum andern, vom Morgenland bis zum Abendland ausstreckend; das ist dieses kleine Inselvolk, das Nord-Amerika bevölkert hat, und das durch sein Volk nun seinen Stempel auf die Staaten und Völker der neuen Welt drückt, von Panama im Süden bis zum stillen Meer im Westen, wo der Orient und Occident sich über dem Meere begegnen und einander herausfordern, — wie einst die Wikinger — zu Gesang oder zu Kampf, oder zur Lösung tiefer Räthsel.

Beim Anblick dieser Macht, die mit jedem Jahre an Ausdehnung und Bedeutung steigt, ersteht der Gedanke an Englands Mission in der Weltgeschichte; man sieht, daß England bestimmt ist, seine Civilisation dem größten Theile der Länder- und Völker mitzutheilen, und man fragt unwillkürlich: woher denn diese Macht und weshalb? Was macht England zu einer Victoria regina zwischen den Völkern der Erde? Diese Königin, so klein und doch — so groß!

Die Macht der Waffen ist es nicht. Wir haben gesehen, was die Macht der Waffen vermag — wir haben es gesehen in Frankreich unter Napoleon! Der konnte

erobern, aber besaß nicht die Macht, Etwas zu behalten. Wir Schweden schlugen uns auch einmal tüchtig, eroberten Länder, setzten Könige an und ab, aber wir verstanden uns keine Macht zu erringen — außer in den Gedächtnissen. Nein, die Macht der Waffen ist es nicht, nicht die Macht der kriegerischen Waffen allein oder vorzugsweise, die Englands Macht erzeugt. Englands Macht liegt vornämlich in seinen friedlichen Waffen. Das ist nicht schwer zu begreifen, namentlich wenn man die Fortschritte der Cultur in den Wildnissen des Westens betrachtet. Die Religion und der Handel sind es, unter deren Fahnen England seine Macht aufbauet. Es ist die organisirende Macht des englischen Geistes, die überall hinstellt und heilig hält das Haus — Welt und Einfluß des Weibes — die Kirche und die Schule, und England überall auf der Erde festen Fuß fassen läßt. Es ist das große Menschliche im englischen Volkscharakter, das diesen in der Menschlichkeit groß macht; es ist Englands hohe Cultur, die England zum Weltcultivirer macht.

Aber das englische Volk kann nicht als getrennt betrachtet werden von den Völkern, die Theil haben an seinem ältesten Sein, seiner Geschichte. Und England ist mehr wie andere Völker, ein Volk aus vielen Völkern, so wie seine Sprache eine Zusammensetzung aus vielen Sprachen ist. Es ist leicht in dem Leben, dem Charakter und der Sprache des englischen Volkes den Einfluß

des scandinavischen Volkes zu bemerken. Die Wikinger, die Seekönige, die ihnen ihre Küsten nahmen, gaben ihnen zum Erbtheil ihren Sinn für Entdeckungen und Unternehmungen, diesen rastlos strebenden Sinn, der sie alle Meere durchschiffen und den Weg bahnen ließ zur Auffindung neuer Welten. Auch unseren Vorvätern war das Haus ein geheiligter Ort und die Bilder der Hausgötter waren ausgeschnitzt auf dem Hochsitz des Hausvaters und der Hausmutter. Von ihrem tiefen Sinn für Religion, für die Verbindung zwischen Himmel und Erde zeugen ihre herrlichen Mythen und ältesten Gesänge Pydrasil, Walas Prophezeiung! Und eine tiefer eingehende Untersuchung in Englands Urkunden, älteste Sagen und Gesänge beweis't immer mehr, einen wie bedeutenden Eindruck die Normannen aus jener Zeit bei dessen Volk und in diesem Lande hinterließen. Es wird immer mehr in England anerkannt, daß das welterobernde, weltcultivirende englische Volk nicht die anglosächsische, sondern die anglonormännische Race ist. Die Jünglinge und ihr Geschlecht im scandinavischen Norden müssen Englands und Nord-Amerika's Söhne und Töchter für ihre Ahnen halten. Sie sind Abkömmlinge der Wikinger. Sie sind dies, aber sie sind noch mehr. Es ist die Aufgabe des anglonormanischen Volkes (— bereits angefangen in der Weltgeschichte —), den höheren Wikinger

Geist auszubilden, der, wenn die Erde erobert ist, den Himmel für die Erde erobert in einer harmonischen Gesellschafts-Ordnung, einem reicheren Gehalt des Lebens, einer schöneren Erde, einem besseren, schöneren, glücklicheren Menschengeschlecht.

Ich will nun zurückkehren zu der Ausstellung und — damit schließen. Noch drei Male besuchte ich dieselbe, zwei Male an dem sogenannten „Tage für die höhere Welt" — dem Fünfschillingstage, an dem blos sechzig- bis siebenzigtausend Personen sich in den Gallerieen bewegten, bei welcher Gelegenheit ich jedoch eben so sehr herumgedrängt ward, als an den Schillingstagen; — und zuletzt an dem Tage, an welchem die Ausstellung beendet und der Krystallpalast für das Publikum geschlossen ward. Die Eindrücke blieben jedoch in der Hauptsache bei mir dieselben, wie die, welche der erste Besuch auf mich machte. Ich will daher nicht mehr davon reden.

An dem Tage vor dem Schlusse ward die Ausstellung von 120,000 Menschen besucht. Gegen Abend — so sagte man mir — bezahlte Mancher seine halbe Krone, blos um noch einen kurzen Augenblick in den Krystallpalast zu gehen, die Scenen und Gegenstände noch einmal zu sehen, die ihm so viel Vergnügen gemacht hatten, noch einmal zu lauschen auf das Murmeln der Menschentöne. Als der Tag zu Ende und die Zeit gekommen war, den Palast zu räumen, ward das Nationallied: „God save

the Queen" angestimmt. Die Männer entblößten die Häupter, und das Lied hallte wieder aus hunderttausend Kehlen. —

Ein recht würdiger, englischer Schluß für die große Ausstellung! Am Tage darauf, als sie geschlossen werden sollte von der Königin und Prinz Albert, kam man nur dahin durch besondere Karten oder durch Gunst und Gnade. Ich kam hinein durch beide. Denn meine liebenswürdigen Freunde, Herr und Miß T. C. Hall, nahmen mich auf ihre Karte mit. Das Wetter war abscheulich, es stürmte und goß vom Himmel.

Doch „no matter," Alles außerhalb und innerhalb des Palastes ging in der gewohnten Ordnung vor sich und wir kamen ohne Schwierigkeiten hinein. Eine große Menge Waaren der Ausstellung waren schon fortgeschafft. Die Seitenräume standen beinahe leer. Aber die Statuen standen noch in der großen, mittelsten Gallerie und die Fontainen sprangen noch in der westlichen Abtheilung und im Transept. In der Mitte des Transepts war eine Erhöhung aufgebaut mit ungefähr einem Dutzend im Halbzirkel gestellten Stühlen darauf, und diesen gerade gegenüber ein Fauteuil — leider nur einer! Die Königin sollte nicht kommen; nur Prinz Albert. Man freuete sich, Prinz Albert zu sehen, aber noch mehr hätte man sich gefreut, die Königin zu sehen. Schade, daß sie nicht kam! So sagte ein Jeder. Alle hätten

gewünscht, die Königin die Ausstellung schließen zu sehen, eben so wie sie dieselbe eröffnet, sie reden zu hören. Ich vor Allen am meisten. Ich hätte diesen kleinen königlichen Kopf sehen mögen, von dem man sagt, daß er so wohlgeformt ist, diese Büste, diese Schultern, die man so schön nennt; hätte hören mögen die Stimme, die für so wohlklingend gepriesen, diese Aussprache, die als so vortrefflich gerühmt wird und die für Alle vernehmbar ist. Ich hätte sie Worte aussprechen hören mögen, gleich denen, womit sie die Ausstellung eröffnete:

„Es ist mein innigster Wunsch, unter den Nationen „das Emporkommen aller der Gewerbszweige zu befördern, die die Nahrung sind für den Frieden, und die „ihrerseits dazu beitragen, den Frieden in der Welt zu „erhalten."

Es schien mir, daß, wenn ich hier die Königin Victoria zu hören und zu sehen bekommen hätte, ich durch irgend einen Zug in ihrer Physiognomie, in ihrem Wesen einen klareren Begriff von ihr hätte erhalten können, als den, den ich jetzt hatte. Bisher hatte das, was ich von ihr gehört, mich neugierig gemacht, mich aber nicht über sie aufgeklärt. Ich hätte diese Königin unter ihrem Volk sehen mögen; ich hätte durch irgend etwas in ihrer Persönlichkeit den Schlüssel erhalten wollen zu der Art von Zauber, den sie über das englische Volk übt, und der sie so fesselt, daß es 119,000 £ für ihre Ställe und

Hundehütten zahlt! ... Ich hätte dann verrathen können, ob diese Macht höher ist, als die Macht des Geistes über die Geister, oder niedriger steht — ein Ueberbleibsel des alten heidnischen Sinnes, der vom Schein bethört wird und „die Wolke für die Göttin hinnimmt.“ Ich würde Etwas dafür gegeben haben, die Königin Victoria hier zu sehen. Aber ein vergeblicher Wunsch! Ich sollte sie jetzt nicht sehen, aber — später.

Die oberen Gallerieen waren voll von Menschen. Unten im Saal aber war Platz genug. Prinz Albert kam, begleitet von dem Bischof von London und einigen Herren, alle in bürgerlicher Kleidung; ein einfacher, prunkloser Zug, der aber mit einem lauten Hurrahrufen und Schwenken der Fahnen von der oberen Gallerie begrüßt ward. Prinz Albert grüßte rechts und links hin, mit einem offenen, ernsten Blick, und nahm seinen Platz auf der Erhöhung in der Mitte des Palastes ein. Sein Gefolge setzte sich um ihn herum, ihm gerade gegenüber die Herren, die zunächst mit der Verwaltung des Krystallpalastes und dessen Errichtung, mit der Anordnung des Auslandes u. s. w. zu thun gehabt hatten. Ich konnte den Prinzen von meinem Platz aus sehr gut sehen. Aber ich war undankbar. Ich hatte die Königin sehen wollen und deshalb sah ich mit weniger wohlwollenden Augen den Prinzen an. Sein Gesicht, mit seinen reinen, regelmäßigen Zügen, mit der hohen Stirn, die höher noch

durch eine Glatze auf dem Scheitel, schienen mir der Lebhaftigkeit und des Interesses zu ermangeln, zu sehr ein Holzschnittstyl zu sein. Gleichwohl war es ein reines, offenes, ehrliches Gesicht, es war Etwas in dieser Stirn, in diesem Blick, diesem Blick der klaren, blauen Augen, das an den blauen, hochgewölbten Himmel erinnerte; Etwas, zu dem man Vertrauen fassen mußte, und was mich unwillkürlich denken ließ:

„An honest man, the noblest work of God!“

Ueber dem Mund ahnte ich einen Zug männlicher Entschiedenheit, den ich bei einer Gelegenheit näher hätte sehen mögen, die ihn hervorrufen konnte; denn es lag eine stille Macht darin. Aber das kam hier wenig zum Vorschein, wo nur die Rede davon war, einige Acten zu verlesen und als Geschäftsmann aufzutreten. Dies that der Prinz denn auch so einfach, ernst und anspruchslos wie möglich. Man sah hier keinen Fürsten, nur einen Gentleman, der ein Geschäft mit anderen Gentlemans abschließt, ohne mehr Umstände und Worte wie eben nöthig sind. Es kann etwas sehr Großartiges liegen in dieser prunklosen Begrenzung bei einer Gelegenheit, wo es so leicht ist, sich in Pracht und Vornehmheit zu zeigen. Und ein prunkloser Ernst, der sich an der Sache hält und den Schein verschmäht, scheint ein hervorstehender Zug in Prinz Alberts Charakter zu sein. Ich hätte mehr Ausdruck gewünscht, mehr Interesse, ich hätte ... ach!

ich hätte die Königin hier haben wollen, und das, glaube ich, war Schuld daran, daß mir des Prinz Alberts Aus-sehen und sein Vorlesen, von dem ich kein Wort hörte, nicht gefiel. Denn er, der Prinz Albert, hatte schon mein ganzes Herz gewonnen.

Unter den Herren, die an den Prinzen herantraten und mit ihm sprachen, befand sich Herr Poxton, mit der breiten, hervorstehenden, auffallenden Stirn, innerhalb der die Idee des Krystallpalastes zuerst entstand und aus-geführt ward. Wir müssen einige Worte von diesem Mann und seinen Werken sagen.

Als die Zeit da war zur Errichtung des Gebäudes für die große Ausstellung, da hatten die Commissionaire nur über eine Summe von 35,000 £ zu disponiren. Unverzagt erließen sie nichts destoweniger eine Auffoꝛde-rung durch die Blätter an Architecten aller Nationen, daß sie Risse einsenden möchten zu einem Gebäude, dessen Zweck und Dimensionen angegeben wurden. Während des kurzen Zeitraumes von einem Monat hatten nicht weniger als zweihundertdreiunddreißig Künstler Risse ein-geschickt, viele darunter sehr kunstvoll und sorgfältig aus-geführt. Achtunddreißig von denen, die in Betracht kamen, waren von Ausländern, hundertachtundzwanzig aus London und dessen Umgebung, einundfünfzig aus englischen Provinzialstädten. Nach funfzehn langen be-rathenden Sitzungen über diese Risse kam die Baucomité

zu dem einstimmigen Resultat, daß keiner davon für den beabsichtigten Zweck dienlich sei. Dieser Beschluß ward den königlichen Commissionairen vorgelegt und verursachte keine geringe Bestürzung. Die Baucommission entwarf selbst einen Plan, der sich durch seine Kostbarkeit so auszeichnete, daß er das ganze Publikum gegen sich hatte. Die Zeit kam immer näher heran und die Verlegenheit um ein passendes Gebäude vermehrte sich.

Inzwischen war Mr. J. Paxton damit beschäftigt, ein Haus für die große Wasserlilie, „Victoria regina" genannt, zu bauen, und zwar für den Garten des Herzogs von Devonshire. Dem Ruf der Commissionaire für die große Ausstellung folgend, obgleich selbst nicht Architect, entwarf er eines Tages auf einem Bogen blotting paper die Zeichnung zum Krystallpalast — eine Idee, wahrscheinlich inspirirt von der königlichen Blume, denn er stellt in sich selbst eine drei Etagen hohe Orangerie dar. Binnen wenigen Tagen hatte dieser Mann von großem praktischem Verstande und constructivem Genie die Risse des Palastes bis in seine innersten Theile entworfen, und trotz der Vervollkommnung, die während der Ausführung des Planes von den Bauherren, den Herren Fox und Henderson, ausging, so hat doch Hr. Paxton die Ehre der Erfindung und des Grundplanes. Als dieser Plan vorgezeigt ward, ward er sogleich mit großer Einhelligkeit angenommen, und man schritt sofort zur

Ausführung mit bewundernswerther Einigkeit und Entschlossenheit.

Während des Baues floß Geld von allen Seiten herbei, da das Interesse und die Erwartungen des Publikums bei dem großen Unternehmen mit jedem Tage wuchsen. Die allgemeine Subscription brachte 64,344 £ ein, 3,200 wurden von den Herren P. & C. bezahlt, für das Recht, Cataloge zu drucken, 5,500 £ von den Herren P—n für die Erlaubniß, Erfrischungen auszubieten, und 40,000 £ kamen ein für sogenannte „Season tickets", Billets für die ganze Zeit der Ausstellung. Prinz Albert hatte den Platz vorgeschlagen, wo der Palast errichtet ward, und als derselbe am 1. Mai 1851 dem Publikum geöffnet ward, las der Prinz aus dem Bericht der Comitémitglieder vor: „Die Idee des Gebäudes haben wir Herrn Joseph Paxton zu danken."

Prinz Albert äußerte ferner bei dieser Gelegenheit:

„Producte aus allen Weltgegenden sind hier zu unserer Disposition gestellt. Wir haben hier nur zu wählen, was das Beste ist und am Wohlfeilsten für unser Bedürfniß. — — — Diese Ausstellung hat den Zweck, eine wahre Probe zu sein, ein lebendes Gemälde der Entwickelung, zu der das ganze Menschengeschlecht in dieser Zeit durch den Beruf gekommen ist, die Gaben der Erde zu gebrauchen, und ein neuer Ausgangspunkt, von dem

aus alle Nationen ihr weiteres Streben sollen bestimmen können."

Jetzt, bei'm Schluß der großen Ausstellung, nachdem der Prinz hatte aufgehört zu lesen und mit verschiedenen Herren zu sprechen, ganz so, als wäre er allein und in einem Privatzimmer mit ihnen, und als ob kein großes, neugieriges Publikum zur Stelle, mit auf ihn gerichteten Blicken, sprach der Bischof von London (ein hübscher, würdevoller, alter Prälat) ein Dankgebet, worauf ein Vokalchor ein Halleluja anstimmte — eine herrliche Idee hier, auf dem Sammelplatz aller Nationen, die aber in ihrer Wirkung hier im Krystallpalast verloren ging. Denn — lag die Schuld nun am Glaspalast, oder am Chor — ausgemacht ist es, daß der herrliche Gesang Einem hier schwach und effectlos vorkam. Nach Beendigung des Gesanges stand Prinz Albert auf und entfernte sich mit seinem Gefolge unter Beifallsrufen, wie bei seinem Eintritt. Und die Menge strömte hinter ihm hinaus, nur noch einen Augenblick aufgehalten durch einen vortrefflichen Waldhornbläser, der auf einem Waldhorn und einigen anderen Hörnern von einer Gallerie herab einen freien Vortrag hielt, der mit der besten Laune gegeben und aufgenommen ward.

Nun, nachdem Prinz Albert fort ist, will ich sagen, wie er mein Herz gewonnen hat.

In einem der dunkleren Säle des Krystallpalastes

sah man, im Durchschnitt, ein vollständiges kleines Haus, eine „cottage“, eine zierlich kleine Wohnung. Dieses Haus war bekannt unter dem Namen „Prince Alberts cottage“. Aber es war ein Modell zu Wohnungen für arme, ehrliche Leute aus der Arbeiterklasse, „Model cottage“, das Prinz Albert hatte anfertigen lassen, und das hier nebst Riß und Kostenanschlag vorgezeigt wurde, aus welchem letzteren man ersah, wie Häuser dieser Art um so billige Preise gebaut werden können, daß sie selbst mit den niedrigsten Miethen sich vollkommen bezahlt machen und erhalten.

Mit dem Architecten, der nach Uebereinkommen mit Prinz Albert diese Wohnungen ausgeführt, Mr. C. Hadwick, ging ich eines Tages in das außerhalb des Glaspalastes stehende Modellhaus dieser Art. Es ist für vier Haushaltungen bestimmt und die Einrichtung ist für alle dieselbe. Jede Wohnung besteht aus einem größeren Zimmer (living room) mit einem stattlichen eisernen Kamin, einer Schlafkammer für Mann und Frau und zwei kleinern für des Hauses Söhne und Töchter. Die Gemächer waren klein, aber wohl proportionirt, alle ein wenig gewölbt und sehr hell. Es herrschte eine Art Luxus an Licht und Fenstern, wahrscheinlich im Jubel über die Abschaffung der unsinnigen Fenstersteuer, die in England lange Zeit die Dunkelheit in den Wohnungen armer Leute heimisch gemacht hat. Boden und Wände hatten

eine hübsche Politur. Die Einrichtungen zur Erhaltung vollständiger Reinlichkeit, zur beständigen, leichten Erlangung von Wasser, waren vortrefflich. Mr. Hadwick zeigte mir, wie die Bauart dieser Wohnungen aus hartgebrannten Ziegeln sie zugleich frei von Feuchtigkeit, warm und weniger theuer machte und theilte mir seine Berechnung über die Mittel mit, durch welche alles hier verwandte Material noch wohlfeiler hergestellt, die Wohnungen weniger kostbar und die Miethen verhältnißmäßig niedriger werden könnten, so daß in Folge davon die armen Leute immer bessere und vollkommnere Wohnungen für immer niedrigere Preise erhalten würden. Der praktische und warmfühlende Mann freute sich ebenso sehr, wie ich bei diesen Aussichten, die eine große Reform in den Zuständen der arbeitenden Klasse versprechen. Denn da diese guten Wohnungen keinen anderen Miethsleuten überlassen werden, als solchen, die Zeugnisse ihres Wohlverhaltens aufweisen können, so ist es klar, daß die „Model cottage“ und ihres Gleichen erhebende Mittel sein werden für die physische und moralische Gesundheit dieser Klassen. Auch können diese offenbaren Beweise von Fürsorge für die Bewohner der Erdhütten und Kellerräume nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf den Charakter derselben bleiben. Wenden sich nicht alle Pflanzen der Sonne zu, wie das Kind die Hand nach der warmen Mutterbrust ausstreckt, und sieht man sie

nicht nach der Seite hin, wo sie scheint, Blätter und Blüthen am üppigsten ausschießen?

Gesegnet sei der fleißige Mitbürger, der seine Kräfte der Ausführung des Vorhabens nach der praktischen Seite hin widmet! Und gesegnet tausendmal der Fürst, der so mit fürstlichem Verstand und Herzen für die Geringen und Verachteten in seinem Reiche sorgt, der von der Vorsehung seine Macht vorzugsweise erhalten zu haben glaubt, um die Machtlosen emporzuheben, der so die fürstliche Bruderhand dem Geringsten der Brüder reicht. In der That, die Initiative, die Prinz Albert in allen Fragen ergreift, wo er für das Gemeinwohl wirken kann, seine allezeit thätige Theilnahme in Wort und That, zugleich voll von Herz und von Tact, das schöne Beispiel eines christlichen Fürsten, dies Alles giebt ihm in England eine moralische Königsmacht, die auf alle Klassen einwirkt, und die weit größer ist, als die bloße politische.

Der Gedanke, der in England immer lauter wird, daß jeder Mensch, König oder Bauer, des lieben Gottes Verwalter ist über ein gewisses ihm zugetheiltes Vermögen, und aus diesem Gesichtspunkte all' sein Thun und Lassen zu betrachten hat — dieser Gedanke, eben so alt wie das Christenthum, der aber jetzt erst in dieser Zeit sich Bahn zu brechen scheint, als ein höchstes Bewußtsein des Zeitgeistes, hat in dem Prinzen Albert einen seiner höchsten Repräsentanten. Er beweis't in Allem, daß diese

Ansicht die seinige ist. Er schrieb sie an Londons neue Börse — dieses Handels-Comptoir für die ganze Welt, in folgenden Worten:

„Die Erde ist des Herrn, und Alles, was auf ihr ist!"

Er sprach sie jüngst bei der großen Welt-Ausstellung aus, indem er sagte:

„Sagen Sie nicht, daß die Erfindungen, die wir machen, unsere eigenen sind; der Same zu unserer Kunst und Wissenschaft ist in uns gelegt, und Gott, unser Lehrer, entwickelt aus verborgenen Quellen das Erfindungsvermögen."

Er zeigt sie täglich durch die Art und Weise, in welcher er seine Einkünfte verwendet, durch die Häuser, die er für die Wohnungslosen baut, durch sein lebendiges Interesse für allgemein nützliche Unternehmungen.

Und es ist erfreulich, zu sehen, wie allgemein sein Charakter und seine Thätigkeit anerkannt wird.

„Er kam gerade zur rechten Zeit, um uns daran zu hindern, Republikaner zu werden," sagte mir ein junger Radikaler, „wir haben niemals einen besseren und nützlicheren Prinzen gehabt!"

Die Ausstellung im Krystallpalast hat, in dieser Zeit, der schönen Popularität des Prinzen Albert und der Königin Victoria die Krone aufgesetzt. Man erzählt sich, daß die Königin gesagt habe: „Ich habe stets Be-

weise von Achtung von meinem Volke erhalten; aber niemals mehr wie an den Schillingstagen auf der Ausstellung." Die Königin besuchte dieselbe nämlich häufig an diesen Tagen und amüsirte sich, mit ihren Kindern so recht mitten im Volksgewühl herumzugehen. Und wohin die kleine Königin kam, da öffnete sich gleich ein Weg, da ward Platz für sie — weit leichter, als hätten ihr Trabanten den Weg gebahnt. Jedermann freute sich, sie zu sehen, aber zog sich zurück, damit sie auch wiederum sich freuen könnte, ihn zu sehen, und damit sie unbelästigt wäre auf dem Schauplatz, den sie und Prinz Albert zu Aller Nutz und Frommen bereitet. Man erzählt sich, wie sie, ehe die Ausstellung eröffnet war, jeden Tag, trotz Wind und Wetter, sich dort mit ihren Kindern eingefunden, wie sie dort stundenlang mit Kaufleuten der verschiedensten Nationen sich unterhalten, ihre Wünsche angehört, ihre Angelegenheiten befördert, ihre Waaren sich besehen und für sich und ihren Hof werthvolle Gegenstände aus allen Ländern ausgewählt habe.

Selten hat das Glück solche Vorzüge gegönnt, wie sie dieser Ausstellung zu Theil geworden. Unter allen den Millionen von Menschen, welche dieselbe während dieser sechs Monate besucht; unter allen den Millionen von Fuhrwerken aller Art, die sich auf den Wegen dahin drängten, ist auch nicht ein einziger Unglücksfall vorgekommen. Alles verlief gut und ruhig und zur Zufrie-

denheit. Einen großen Theil des Verdienstes hiervon trägt indeß die ausgezeichnete Polizei in England, und ich kann es nicht unterlassen, hier wieder auf diese zurückzukommen. Oft, wenn ich, in einem Wagen sitzend, die lange Chaussée außerhalb des Hyde-Parks hinabfuhr, bemerkte ich, wie Polizisten, die jeden zehnten oder zwölften Schritt zwischen den Wagenreihen standen, Fuhrwerke aufhielten oder weiter beförderten, Frauenzimmer oder Kinder beschützten, indem sie sie vor den Pferden wegzogen. Denn wo die Hand mit den weißen Handschuhen winkte, da hielt jedes Fuhrwerk an, oder bewegte sich nach der Anweisung desselben. Ich fuhr hier mehrere Male in großem Gedränge, aber niemals sah ich, daß man sich den Polizisten widersetzte oder ihnen trotzte. Ein paar Male sah ich, wie sie Pferden in die Zügel fielen und sie aufhielten, aber immer ruhig und ohne ein Wort zu sagen.

Und nun, da ich mich anschicke, die Ausstellung zu verlassen, muß ich zwei Worte über die Geschichte derselben sagen. Denn Ehre Dem, dem Ehre gebührt, und es darf nicht verschwiegen werden, daß diese Idee des Weltmarkts zuerst — Frankreich angehört. Seit mehreren Jahren hat Frankreich von Zeit zu Zeit Beispiele von großen und immer mehr umfassenden, immer systematischer geordneten Ausstellungen von Producten inländischer Industrie und Kunst gegeben. Auf der elften

dieser Ausstellungen, in den Champs Elysées, im Jahr 1849, wetteiferten nicht weniger als 4494 Aussteller um den Preis. Der Gedanke an eine allgemeine Ausstellung für alle Industrieerzeugnisse und Producte der Erde entstand in jenem Jahre bei dem damaligen französischen Minister für Handel und Ackerbau, Herrn Buffet, und ein darauf bezügliches Circulair ward in den Departements des Landes umhergesandt, stieß aber auf so vielen Widerstand, daß Herr Buffet den Plan aufgab. Als derselbe von Prinz Albert in England wieder aufgenommen ward, begegnete er auch da anfangs so vielem Widerstande, daß es den Anschein hatte, als müsse er allen den Schwierigkeiten und Umständen erliegen, die sich dagen aufthürmten. Und es ist allgemein anerkannt, daß es der Muth, die Ausdauer, der Tact und die Klugheit des Prinzen Albert sind, denen man die Ausführung des großen Planes zu verdanken hat. So wie er jetzt ausgeführt ward und gelang, möchte es nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß diese Ausstellung ein Mittel ist zu einem allgemeinen und ausdauernden Wohl, und daß „die ganze Welt von China im Osten bis Californien und Chili im Westen vibriren wird von dem Schlage des Herzens der industriellen Welt, der innerhalb des Krystallpalastes im Hyde-Park schlug."

Giebt es einmal eine neue Welt-Ausstellung, dann will ich wünschen und hoffen, daß es eine sein wird, wo

die poetischen Herzen der Welt Platz haben zu schlagen, und ihre Lebensströme zu öffnen zu neuen Eingebungen für alle Dichter, Philosophen, Romantiker, vor Allem zu Nutz und Frommen des großen Weltdichters, der in jeder Menschenbrust singt. — ich meine das Menschenwohl. Dann werden wir alle Länder in schönen, treuen Bildern aus ihren eigenthümlichen Naturscenen erscheinen sehen; da werden wir sehen die Mittagssonne über den Urwäldern der Tropen, und die Mitternachtssonne über Schwedens nördlichsten Felsklippen; da werden die Völker der Erde einander begegnen und einander kennen lernen in der Völker eigenthümlicher Lebensweise, ihren Gestalten und Trachten, und nicht, wie jetzt, blos in ihren Producten.

Denn: „Ist denn das Leben nicht mehr als die Speise, der Leib nicht mehr als die Kleider?"

Eine solche Völkerversammlung wäre eine weit großartigere Ausstellung, als die Ausstellung im Krystallpalast des Hyde-Parks.

Und wenn die vor sich geht — da dürfen auch wir dort nicht fehlen!

II.

Der alte Rabbiner.

Von

Bernhard Severin Ingemann.

„Ist Dein Verfolgungstag wieder gekommen, verlorenes, unglückliches Israel?“ sagte der alte Rabbiner Philipp Moses, und schüttelte sein weißes, graubärtiges Haupt, als ihm an einem Herbstabende 1819 Steine in die Fenster geworfen wurden, während der Hamburger Pöbel „Hep! Hep*)!“ schrie.

„Ja, Ihr habt Recht,“ fuhr er fort; „Jerusalem liegt in Trümmern und ist wüste. Steinigt uns nur,

*) Dieser Verfolgungsruf soll aus den Anfangsbuchstaben der Wörter: Hierosolyma est perdita, d. h. Jerusalem ist zerstört, zusammengesetzt sein.

Ihr Mordengel Jehovah's! Ihr heulenden Boten seines Zornes! Seine Langmuth war groß, aber sein Volk hat ihn in der Verbannung vergessen; sie haben das Gesetz und die Propheten in den Wohnungen der Fremden verachtet; sie haben ihr Blut vermischt mit dem der Ungläubigen! Deshalb soll Gottes Volk verlöscht und aus dem Lande der Lebendigen vertrieben werden!"

„Ach, Großvater, Großvater!" jammerten seine Enkel und klammerten sich in ihrer Angst an ihn, „beschirme uns gegen die grausamen Christen!"

„Seid Ihr noch Israels Kinder," antwortete ruhig der Alte, „so faltet Eure Hände und beugt Eure Kniee! Wendet Euer Angesicht gen Osten, nach den Trümmern der heiligen Stadt Gottes, und betet zu Jehovah, dem Gotte Eurer Väter! — Treffen dann Steine Eure Häupter und zerschmettern sie während des Gebets, so preiset den Gott Jakobs mit mir und sterbt im Namen des Herrn Zebaoth! Cherubim werden dann Euch in Vater Abrahams Schooß tragen."

„Ist das aller Trost, den Du weißt, einfältiger Alter!" sagte sein Sohn Samuel, der Vater der Kinder. Er war der reichste Juwelier in Hamburg, und sah jetzt sein prächtiges Lager der Verwüstung und Plünderung des rasenden Pöbels ausgesetzt. „Weißt Du keinen besseren Rath, wie zu beten? Ich weiß einen besseren.

Wollen wir uns doch taufen lassen Alle morgen, so wahr Gott lebt!"

„Willst Du verleugnen den Glauben Deiner Väter aus Furcht, daß Dir genommen werden Deine Juwelen, mein Sohn?" fragte der Alte, und warf einen verächtlichen Blick auf den reichen, zitternden Israeliten, der ängstlich von Schrank zu Schrank lief und seine Kostbarkeiten zusammenpackte.

„Ist es mir doch ganz gleichgiltig, ob man mich nennt Jud' oder Christ," sagte Samuel, „wenn ich nur kann bergen mein Gut und mein Leben. Wenn es aber gilt, ob ich soll sein morgen ein reicher Mann oder ein Bettler — wenn es gilt, ob ich kann gehen in Frieden auf der Gass' oder nach der Börs', oder ob ich soll mich lassen necken von den Jungens auf der Straß' und wagen meine Glieder und meine Gesundheit und das kostbare Leben — wenn es gilt, meine Juwelen, meine Spiegel, meine Frau, meine Kinder und meine Fenster — so müßt' ich doch sein ein großer Thor, bei Gott! wenn ich mich noch wollt' bedenken, mich lassen zu taufen mit einer Hand voll Wasser. Sind doch nur lumpige Ceremonieen, welche können sein eben so gut wie all' unsere Fixfaxereien. In unseren Zeiten ist der Glaube das Beste, bei Gott, welcher gibt Sicherheit und Frieden in Handel und Wandel."

„Elender Sohn," sagte der alte Philipp Moses und

stand auf, „verdammt sei der Geist, welcher aus Deinem Munde spricht! er ist es, der das Volk Gottes verpestet und es zu einer Schande auf Erden und zum Ekel vor dem Herrn im Himmel gemacht hat. — Verflucht sei das Gut und das Leben, wofür Du Deiner Väter Glauben verkaufen willst aus niedriger Feigheit am Altar der Fremdlinge! — verdammt sei die Sicherheit und der Friede, für welche Du Jehovah verläugnest! — verflucht sei der Handel und Wandel, welcher das Volk Gottes zum Sclaven des Mammons und zum wahnsinnigen Anbeter des goldenen Kalbes gemacht hat!"

„Du sprichst über Dir, Alter," antwortete Samuel, „und verstehst nicht, Dich zu schicken in die Zeit. Du bist alt und hängst am Alten; aber die Zeiten Deiner Propheten sind vorüber, bei Gott!"

„Ihre Worte werden bestehen bis zum jüngsten Tage," rief der Alte und erhob sein Haupt, „und sie will ich verkünden unter Euch, ob auch die Erde brennt und seufzt unter meinen Füßen. Ist es nicht Fluch genug, daß wir wie eine vom Wetter zerstreute Heerde in die weite Welt hinausgestoßen sind und verdammt, ein verachtetes Leben im Lande der Fremden zu führen? — Sollen wir Verdammung auf Verdammung häufen und gezwungen werden, uns selber zu verachten und die Hand gerecht zu nennen, welche uns verhöhnt und uns hinabstößt in den Koth?"

Der prächtige Saal des Juweliers war voll von flüchtigen Israeliten, welche Zuflucht und Schutz bei dem reichen Samuel suchten, während die Polizei und die Wache zum Schein sich die Mühe gaben, als wollten sie ihre lärmenden Verfolger zur Ruhe bringen.

Alle jammerten laut über ihr Unglück, und Einige sahen verwundert den alten Philipp Moses an, der hoch und mächtig wie ein Prophet unter ihnen stand, und kräftige Worte auf seine zitternden Glaubensbrüder herabdonnerte.

Nur ein Paar alte Rabbiner mit langen Bärten und schwarzen, seidenen Talaren hörten aufmerksam und ruhig auf diesen Aeltesten ihrer Gemeinde. Die jungen, glattbärtigen Israeliten dagegen riefen Wehe und Jammer über die Hamburger, über ihre zerschlagenen Fensterscheiben und über allen den Schaden, welchen sie durch diese unglückselige Verfolgung in ihrem Handel und Wandel erlitten.

„Ach, wenn doch meine Mutter dem Vater nur nicht wäre so gewaltig treu," sagte ein junger, läppischer Israelit, „da könnt' ich doch gehen mit Frieden in die Comödie am Abend und sehen die hübsche Mamsel Wrede, ohne daß sie mich kennen als einen Jüd' und schimpfen, und vielleicht werfen Steine an den Kopf unterwegs."

„Ach, daß wir doch nimmer wären beschnitten!" rief

ein Anderer, „wir gehen ja umher auf den Gassen mit unserem Leben in der Hand."

„Ach, daß wir wären getauft, Alle miteinander!" rief ein Dritter, „ob es auch müßte sein mit ätzendem Wasser, welches könnte hell machen unser schwarzes Haar und auslöschen das Brandmaal, mit dem Jehovah uns hat hinausgestoßen unter die Feinde!"

„O, weh' uns, weh' uns!" riefen Weiber und Kinder; „wohin sollen wir fliehen in unserer großen Noth und Bedrängniß? ach, daß doch erst Morgen wäre und vorbei diese Nacht des Jammers!".

„Haltet ein mit Euerem Geschrei, Ihr Unsinnigen!" rief jetzt Philipp Moses. „Der Herr hat Euch geschlagen mit Tollheit und mit Blindheit und mit Verstockung des Herzens; um Eurer Verkehrtheit willen hat er Euch zerstreut unter alle Reiche der Erde; er hat Dir ein lebendes Herz gegeben, Israel, so daß Dein Fuß keine Ruhe hat und Du mit dem Leben in Deiner Hand gehst und bange bist Tag und Nacht, und am Morgen sagst: o, wäre es Abend! und am Abend: o, wäre es Morgen! aus Furcht Deines Herzens und aus Schrecken vor dem, was Deine Augen sehen. Höret aber, was der Herr zu Euch spricht durch seinen Diener vom Tabernakel in der Synagoge Eurer Verbannung! Wird Euere Bedrängniß zu groß und Euere Schmach größer wie Euere Uebertretung, so schüttelt den Staub von Eueren Füßen und

wandert aus der Stadt, welche Euch mißhandelt! Lasset den ungerechten Mammon zurück in der Hand des Räubers, und nehmt nur mit Euch, wovon Ihr wißt, daß kein Fluch vor dem Angesicht Jehovah's daran klebt! — siehe, dann werde ich Euch führen von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, bis wir einen Fleck auf der Erde finden, wo Jehovah unsere Schande verhüllen will und uns eine Freistätte gewähren unter den Kindern der Menschen, oder wie unseren Vätern unter den wilden Thieren der Wüste."

„Was träumst Du da, Alter, und was schwatzest Du?" riefen seine reichen Anverwandten durch einander; „wir sollten verlassen unser sauer erworbenes Gut und herumgehen wie Bettler, mit dem Sack auf dem Rücken? — wo sollen wir finden eine bessere Handelsstadt als diese? und wo in der Welt sind wir nicht ausgesetzt, zu werden geneckt und verfolgt? — führt doch kein Weg mehr zurück nach dem verheißenen Lande, und können wir, bei Gott, doch nicht mit Deinen Träumen füttern Weib und Kind und verdienen Species und blanke Dukaten."

„Wenn Ihr an Jehovah glaubtet," antwortete Philipp Moses, „würdet Ihr auch an den Weg nach dem verheißenen Lande glauben; aber der Gedanke ist zu groß für Eure verzagten Seelen! Die Fleischtöpfe Aegyptens sind Euch lieber, wie das vom Himmel gefallene Manna der Wüste, und wenn der Herr auch einen Moses wieder

unter Euch erweckte, Ihr würdet ihn steinigen, wie Euere Väter die Propheten gesteinigt haben."

„Wozu nützt all' das Gewäsche, einfältiger Alter?" sagte jetzt sein Sohn, der reiche Juwelier; „setz' Dich in Deinen Großvaterstuhl und spiele mit den Kindern, Moses, während wir Anderen uns berathen, was wir haben zu thun. — Wird er doch kindisch," sagte er zu den Anderen, „und ist bisweilen nicht recht richtig im Kopf. Hat er sich doch überworfen mit seiner ganzen Familie und gebe ich ihm das Gnadenbrot in meinem Hause, wie Ihr wißt — muß ich aber doch hören von ihm viele harte Worte und großen Unsinn."

Jetzt fing es in der Stube an zu murmeln und zu summen, wie in einem Bienenkorbe, während ein Jeder Rath geben wollte, wie man sich mit den Hamburgern vergleichen solle. Einige meinten, man müsse eine Deputation an den Senat schicken und sich eine Militairwache für die Häuser ausbitten.

„Das nützt nicht," riefen Andere, „die lumpigen Hanseaten seien gerade unsere schlimmsten Feinde; sind es doch diese dünnen, aufgeblasenen Krämerjungen, welche uns nicht können gönnen unsere Schlauigkeit und unseren Gewinnst, und welche aufhetzen den Pöbel gegen uns."

„So wollen wir fliehen nach Altona!" riefen Andere; „werden die dänischen Grützköpfe doch sein so klug, daß sie gern aufnehmen uns und unsere Reichthümer, und

werden sie doch sein froh, bei Gott, wenn sie können thun einen Abbruch den großnasigen Hamburgern, weil daß diese immer rufen: Schuckelmeier*)!"

„Wenn aber vorüber ist der erste Sturm, werden wir's bereuen," riefen Andere; „ist doch der Handel und Wandel nicht da, wie hier. Ist es doch besser, zu bleiben und sich lassen verhöhnen etwas, als zu leiden Schaden in unserem Handel und unserem Erwerb."

„In allem Fall können wir uns lassen taufen," sagte Samuel, „da sind wir keine Juden mehr und eben so gut als alle die Hamburger selbst."

„Was kann's helfen," antwortete ein zerlumpter Jude mit langem Barte, „verfolgen sie uns doch nicht wegen des Glaubens; nur unseren Reichthum und unsere Pracht können sie nicht sehen vor ihren neidischen Augen. Unsere schönen Häuser sind unser Unglück, und unsere prächtigen Equipagen, unsere Luftstellen an der Elbe und an der Alster, und das Geprahl' und Gepränge unserer jungen Lapse. Geht wie ich, mit einem Bart und in schlechten Kleidern, — lebt gut, wenn die Thüren sein verschlossen, aber tragt Eueren Wohlstand nicht zur Schau! —' da

---

*) Schuckelmeier, oder feiner blos Herr Meier, ein Spottwort, welches Schmuggler bedeuten soll, und wodurch der Hamburger Pöbel die Dänen beschuldigte, die Franzosen nach Hamburg eingeschmuggelt zu haben.

wird doch kein Niemand, der Euch beneidet oder verfolgt. Laßt dann die Jungens auf der Gasse zeigen auf uns mit Fingern und schelten auf uns, was kümmert's uns? und wenn sie uns auch anspeien, als wenn wir wären aussätzig, sind wir doch das auserwählte Volk Gottes. Unser Handel und unser Ehebett wird gesegnet, wir füllen ja an alle Länder und verzehren ihr Mark; wir sind die Herren der Völker, wenn wir uns nur nicht schämen, zu scheinen ihre Knechte."

Dieser Rath wurde von den modernen reichen Israeliten verworfen, die nicht Lust hatten, im Sack und in der Asche einherzugehen und den Glanz der Herrlichkeit aufzugeben, die sie sich mit so vielen Demüthigungen und Kniffen erworben hatten.

„Nein, da weiß ich, so Gott, einen besseren Rath," sagte einer der Reichsten, der früher herumgegangen war und Peitschenschnüre verkauft hatte; „wollen wir doch wechseln, um zu geben Schildkrötenschmäuße; wollen wir doch bitten zu uns alle die Söhne von den großen Christianern, unsere Töchter und unsere Frauen sollen sein milde und fügsam gegen sie, und nicht mehr thun so züchtig und so keusch. Ist es doch, bei Gott, besser, etwas zu werden beschwägert mit den Christen, als sie zu haben zu Feinden in dieser Zeit."

Da erhob sich der alte Philipp Moses mit tiefer Verachtung gegen sein Volk und den elenden Geist, der

es beseelte. Er zerriß seine Kleider und verfluchte die Zunge, die zuletzt geredet hatte. Darauf suchte er kräftig ihre Seelen zu erschüttern und den Geist bei den Besseren unter ihnen zu erwecken, indem er die Verworfenheit und die Verächtlichkeit schilderte, zu der ihr Eigennutz und ihre gemeine Gewinnsucht sie erniedrigt hatte. Er nannte ihre jetzige Verfolgung eine Strafe Jehovah's für ihre Ausartung und ihr Versinken in den Dienst des goldenen Kalbes. Er verdammte ihre Gleichgiltigkeit gegen den Glauben und die Sitten der Väter, und ihr Verlassen des Gesetzes in sinnlicher Entweihung des Sabbaths. Er verwünschte ihre Gemeinschaft mit den Christen, und ihr kriechendes, niederträchtiges Einschmeicheln bei ihren Verfolgern. Er verdammte ihre Ehen mit den Christen, durch die zwei seiner Söhne ihn beleidigt hatten. Er sprach den Fluch über ihre ewige Handelslust, als die geistverzehrende Giftquelle ihres Verderbens, und wünschte zuletzt, daß alle Staaten ihnen diesen ihren liebsten Nahrungszweig verbieten und sie zu anderen bürgerlichen Geschäften nöthigen möchten, welche ihrer eingewurzelten Gewinnsucht weniger Nahrung gewährten.

Da aber erhoben alle Glaubensgenossen ein lautes Geschrei und nannten ihn einen wahnsinnigen Verräther, der ihren Untergang wolle. Da erhob er noch einmal seine mächtige Stimme, übertäubte ihr Geschrei und sprach zu ihnen mit des Propheten Worten: „Es ist

Deiner Bosheit Schuld, Israel, daß Du so gesteiniget, und Deines Ungehorsams, daß Du so gestraft wirst. Siehe, spricht der Herr, ich hatte Dich gepflanzt zu einem süßen Weinstock, einem ganz rechtschaffenen Samen; wie bist Du mir denn gerathen zu einem bitteren, wilden Weinstock? Und wenn Du Dich gleich mit Laugen wüschest und nähmest viel Seifen dazu, so gleißet doch Deine Untugend desto mehr vor mir, spricht der Herr, Herr."

Weiter noch wollte er sprechen, als plötzlich ein Steinhagel gegen die Fenster flog und die verschlossenen Laden zerbrach, während der wilde Verfolgungsruf mit Heulen und Hohnlachen von der Straße ertönte.

„Fort, fort mit dem alten Propheten!" murmelten Einige, „er betet ja Fluch und Verfolgung über uns herab."

„Jetzt ist es nicht Zeit, uns das alte Geschwätz von unseren Sünden vorzupredigen," sagte sein Sohn, der reiche Samuel, „willst Du aber länger in meinem Hause bleiben, so will ich, bei Gott, nicht hören ein Wort mehr. Wäre es doch besser, wenn Du gingest hin und schörest Dir ab den Bart, daß Du könntest aussehen, wie ein anderer Mensch. Müssen wir doch, bei Gott, heulen mit den Wölfen, unter denen wir sind, und wenn der Pöbel bekommt ein Auge auf Deinen langen Bocksbart und Deine Tracht, wie aus der Comödie, so reißen sie mir das Haus noch nieder über dem Kopfe."

„Ach Großvater! Großvater!“ riefen die kleinsten Enkel und liefen von ihm, „Deine Augen sehen so wunderlich aus. Du willst dem Vater doch nichts Böses thun?“

„Um Euretwillen will ich ihn nicht verfluchen,“ sagte der Alte mit gedämpfter Stimme, „aber verflucht sei der Geist, welcher über ihn und mein unglückliches Volk gekommen ist. Ich werde den Staub von meinen Füßen schütteln auf Deiner Schwelle, mein Sohn, und Du sollst mein Gesicht nicht wieder erblicken in der Welt; aber Du wirst auf Deinem Sterbebette dieser Stunde gedenken. Eher will ich wehrlos hinauswandern unter unsere Feinde — eher will ich entblößen dies graue Haupt vor ihren Steinwürfen und mich lassen zerreißen von den Fäusten der Rasenden, — als daß meine eigenen Kinder sollen ausreißen den Bart von meinem alten Kinn und mich werfen aus der Thür, wie einen Bettler.“

„Bleib! bist Du verrückt?“ rief Samuel ihm nach, „Du entgehst nicht lebendig dem Pöbel da draußen. Haltet ihn!“ sagte er zu den Andern, „er ist wahnsinnig wie Ihr könnt sehen, er ist geworden kindisch; — ich möchte doch nicht gern, bei Gott, daß er sollte kommen zu Schaden an Gliedern oder Gesundheit.“

Aber der alte Philipp Moses ging wie Lot aus Sodom und sah nicht hinter sich. Niemand wagte es, ihn anzuhalten, denn seine Rede und sein durchbohrender

Blick hatte sie Alle bange gemacht. Mit seinem eisgrauen, entblößten Haupte und in dem zerrissenen Seidentalar ging er ohne Stab allein aus dem Hause und schüttelte auf der Schwelle den Staub von seinen Füßen. Als der Hamburger Pöbel ihn sah, wiederholten freilich einige Buben den Verfolgungsruf, aber Niemand stimmte dieses Mal ein oder erhob eine Hand gegen den stummen, ehrwürdigen Greis.

„Laß ihn in Frieden gehen," sagte der Eine zum Andern, „es ist ja der alte Philipp Moses; das ist ein ehrlicher Mann — es wäre Sünde, ihn anzurühren oder zu verspotten."

„Hätten wir aber seinen Sohn, den Juwelier," sagten Andere, „der sollte nicht so gut davon kommen — er ist der schlimmste Blutsauger von ihnen Allen."

Es war schon spät in der Nacht. Der Lärm auf den Gassen hatte aufgehört. Kein Wagen rollte mehr aus der Comödie oder aus den Spielgesellschaften der reichen Hamburger Kaufleute. Die Promenade auf dem „Jungfernstieg" war schon lange beendet und die Pavillons geschlossen. Die Laterne schien dunkel auf das große Schild vor der „alten Stadt London", und nur hier und dort taumelte ein einzelner Schwärmer aus dem

Salon d'Apollon nach Hause, bisweilen von einem öffentlichen Frauenzimmer angehalten. Der Mond spiegelte sich still in der Alster, und nur dann und wann rief der Nachtwächter die Stunde vom Michaelisthurm; aber auf dem „Jungfernstieg" gingen noch zwei wunderliche Gestalten auf und nieder und schienen nicht an die Heimkehr zu denken, obgleich der scharfe Wind die Blätter von den Bäumen auf sie herabwehte und die fliegenden Wolken oft den Mond in der kalten Septembernacht verdunkelten. Ein junges, schwarzhaariges Mädchen ging, zitternd vor Kälte, zur Seite eines alten Juden, und schien ihn mit liebevoll theilnehmender Stimme zu trösten. — Der alte Jude war Philipp Moses.

„Dich friert, mein Kind!" sagte der Alte, und schlug das Ende seines zerrissenen Talars um seine Schulter; „laß Dich zurückbringen zum Hause Deines Onkels! Ich aber trete nicht über seine Thürschwelle, das hab' ich geschworen, als er Hochzeit hielt mit dem verführerischen Christenmädchen. Heute hat der dritte Sohn die Thür vor mir verschlossen, und Töchter habe ich ja nicht mehr auf der Erde — ja, Dich habe ich noch, Du bist die Tochter meiner frommen Rahel. — Nun komm, laß mich Dich zurückbringen! Es ist hart genug, Du bist vater- und mutterlos und die Dienerin Deiner Christentante; meinetwegen sollst Du nicht auch obdachlos werden. Arme Benjamine!" fuhr er fort, als der Mond gerade

jetzt ihr frommes, kindliches Gesicht beschien, und er die großen Thränen in den langen, schwarzen Augenwimpern glänzen sah, „so hattest Du doch Deinen alten, strengen Großvater so lieb, daß Du Dich nicht fürchtetest, zu mir zu eilen an unserem Verfolgungstage, als ich verstoßen, allein unter unseren Feinden umherirrte!“

„Ach, Du lieber, alter Großvater!“ antwortete Benjamine, „wie konnte Onkel Samuel doch so böse gegen Dich sein! Aber alle meine Mutterbrüder sind doch nicht so arg, wie er; bei Daniel habe ich es jede zweite Woche recht gut, und bei Isaak ist man jetzt auch ganz freundlich gegen mich, seit ich groß geworden bin und der Tante in der Küche zur Hand gehen kann. Gehe jetzt mit mir zu Einem von ihnen! Ihre Frauen und Schwäger hassen uns nicht, wie die übrigen Christen, und irgendwo mußt Du doch sein. Seit Onkel Samuel so reich geworden ist, kommt er zu Keinem seiner alten Verwandten mehr. Weshalb wolltest Du auch lieber bei ihm sein als bei den Andern? So wie er Dich behandelt hat, hätte es Keiner von ihnen über das Herz gebracht. Du hast es ja nicht verschworen, zu Isaak zu kommen, so begleite mich dorthin. Dort will ich bei Dir bleiben und Dich pflegen, und dort sollen die vielen schönen Kinder Dich lieb gewinnen und die Geschichten von Joseph und seinen Brüdern und dem kleinen Benjamin von Dir lernen, so wie Du sie mich bei meiner Mutter Rahel lehr-

test, als ich klein war. Komm, Großvater, komm, ehe es Tag wird und unsere Verfolger erwachen! In dieser Zeit der Noth müssen wir zusammenhalten — wir verhaßten, unglücklichen Flüchtlinge!"

„Bei meinem Sohne Isaak war ich in fünf Jahren nicht," sagte langsam der Alte; „wie viele Kinder hat er denn jetzt?"

„Ach, weißt Du denn das nicht einmal, Großvater! und es ist doch Dein eigener Sohn; — er hat jetzt ja den fünften Sohn in der Wiege."

„Ist seine Christenfrau gut gegen ihn? Wendet sich sein schwaches Herz nicht ab von Jehovah und dem Glauben und Gebräuchen unserer Väter? In der Synagoge habe ich ihn später nie gesehen; aber die Börse versäumt er gewiß nicht."

„Komm mit mir zu ihm, Großvater! und Du sollst sehen, er ist besser wie Samuel, obgleich er nicht in die Synagoge kommt und die Ladenthür am Sonnabend nur halb zumacht. Seine kleinen Söhne wirst Du gewiß recht lieb haben, wenngleich Tante den ältesten etwas verzieht. Sie haben Alle helles Haar und hübsche, blaue Augen, wie die Mutter. Es kommen auch viele Christen in's Haus, und der gute Maler Veit unterrichtet mich bisweilen im Zeichnen, wenn ich da bin; aber Du hassest ja doch nicht alle Christen, weil Einige von ihnen uns jetzt hassen und recht böse gegen uns sind? Du verdammst

sie doch nicht Alle eben so arg, wie diese unsere lieblosen Verfolger?“

„Nein, mein Kind!“ antwortete der Alte; „freilich ist es eben die größte Menschenliebe, welche die Christen am Besten von ihrem weisen, unglücklichen Propheten gelernt zu haben glauben, und diese zeigen sie jetzt in der That nicht gegen uns; doch sei es fern von mir, sie zu verdammen! — Prüfe Dich selber, ehe Du über Andere urtheilst! — heißt das Gesetz unserer Liebe — so wirst Du Vergebung finden am Tage der Heimsuchung. Gehe aber jetzt nicht mehr so spät hier, meine Tochter, es könnte Deinen guten Namen der Zunge der Verläumder Preis geben, obgleich es ein Liebeswerk ist, welches Du ausübst, um dessen willen der Gott Abrahams Dich segnen wird in den Tagen Deines Alters. Laß mich nun zurück auf den wilden Pfaden! — Der Herr kann mir einen Raben in meine Wüste senden, wenn er will. Meine Hütte ist jetzt der große Tempel des Herrn, wo Sonne und Mond die Lichter des Hochaltars sind, und die vier Enden der Welt die Säulen des Tabernakels! Siehe, von dort herab werden jetzt seine mächtigen Cherubim seinen Namen vor meinen Ohren preisen, wie mit dem Klange von großen Posaunen, wenn die wilden Stürme der Nacht mein Haar überbrausen. Laß mich gehen, mein Kind, und weine nicht, weil ich so einsam wandere! Lieber irre ich ohne Obdach auf der Erde umher, als daß ich

Obdach suche im Hause der Aergerniß; — lieber mögen die Christen mich steinigen, als daß mein eigen Geschlecht mich verhöhnt als Einen, der da lebt von Almosen, wenn ich ihre Widerspenstigkeit sehe und nicht dazu schweigen kann."

„Nun denn, so bleibe ich bei Dir," sagte Benjamine, „so mögen die Christen Dich in meinen Armen steinigen."

Der Alte schwieg und schien in seinem Herzen einen harten Kampf zu bestehen.

„Komm denn, mein Kind," sagte er endlich und ergriff Benjamine bei der Hand; „um Deinetwillen will ich die Schmach erdulden und Obdach betteln bei dem Sohne, der ein fremdes Weib lieber hatte wie den Segen seines Vaters."

Sie gingen jetzt schweigend nach dem „Hopfenmarkte" und läuteten an der Thür des Kleiderhändlers Isaak. „Ist es Jemand von unseren Leuten?" flüsterte eine ängstliche Stimme aus dem Fenster. Philipp Moses antwortete auf Hebräisch, und kurz darauf ward die Thür geöffnet.

Isaak empfing seinen alten, verlassenen Vater, wie es schien, mit aufrichtiger Freude, aber doch halb verlegen und unruhig über die täglichen Vorwürfe, welche er jetzt voraussah, und die Störungen in seinem häuslichen Leben, welche er von dem strengen Rabbi befürchtete. Aber

die gemeinsame Noth und Bedrängniß zogen die Herzen zu einander. Freilich war Isaaks Haus bisher noch ganz verschont geblieben, da er durch seine Heirath und seinen Umgang mit Christen ganz von seinen Glaubensgenossen getrennt schien; aber er lebte doch in beständiger Furcht vor der feindlichen Gesinnung gegen die Juden, welche jetzt in offenbare Gewaltthätigkeiten ausgebrochen war, und suchte vergebens durch seinen Umgang und seine Lebensweise die Theilnahme zu verbergen, die er heimlich an dem Schicksal seiner unglücklichen Nation nahm. Mit aufrichtigem Schmerz hörte er jetzt, wie sein reicher Bruder Samuel den Alten gekränkt hatte; er bat den Vater, Alles zu vergessen und ruhig in seinem Hause zu weilen. Doch beschloß er zugleich, den Frieden seines Hauses und dessen tägliche Lebensweise nicht durch die Vorurtheile des Alten stören zu lassen. „Als mein Gast wird er sich in die Sitte und den Gebrauch des Hauses zu finden wissen," meinte er, „wenn er nur erst daran gewöhnt ist und wir nichts vornehmen, was ihm ganz unerträglich sein muß."

„Dein Bruder Samuel hat seinen Vater nicht geehrt und es kann ihm nicht wohlgehen auf Erden," sagte Philipp Moses, und schien in des Sohnes Gesicht zu lesen, was in seiner Seele vorging, „aber der Herr gebe ihm und unserem Volke Kraft zur Bekehrung, und schaue nicht grimmig auf uns zu unserem Verderben! Meiner

Tage sind nicht viele mehr," fuhr er fort, „wäre es aber nicht meiner treuen Benjamine wegen gewesen, wäre ich doch lieber in die weite Welt gegangen, als daß ich Dein Herz, mein Sohn, auf eine Probe gesetzt hätte, die, wie ich fürchte, über Deine Kräfte geht."

Isaaks Frau wurde übler Laune, als Benjamine zu ihr in die Schlafkammer kam und ihr erzählte, was geschehen sei.

„Das geht nimmer gut," sagte sie; „sollen wir jetzt den alten Strafprediger hier im Hause haben. Mich haßt er ja schon, weil ich nicht zu Eurer Nation gehöre; meinetwegen hat er nie einen Fuß in das Haus gesetzt."

„Nein, Großvater haßt die Christen nicht," sagte Benjamine froh, „er bleibt jetzt hier und bringt Glück und Segen in's Haus. Nicht wahr, beste Tante, ich darf die kleine, blaue Stube für ihn ausräumen und dann immer zu seiner Pflege hier bleiben? Bei Onkel Samuel durfte ich nie zu ihm kommen, und er hat mich doch, seit ich noch ganz klein war, immer so lieb gehabt."

„Für's Erste kann es wohl nicht anders werden," antwortete verdrießlich die Tante. „Bringe die Stube denn nur für ihn in Ordnung, Benjamine, machst Du mir aber zu viel Wesens von ihm, so sende ich Dich zu Daniel zurück. Halte ihn so viel wie möglich von den

Kindern und den Anderen fern; wir werden beim Mittagstisch Plage genug mit ihm haben."

„Armer, armer Großvater!" seufzte Benjamine in's Geheim und ging weinend von ihrer lieblosen Tante, welche ihr oft harte Verweise gegeben, aber sie noch nie so tief in der Seele gekränkt hatte, wie heute.

Isaak hatte später eine unangenehme Scene und einen heftigen Wortstreit mit seiner Frau des Alten wegen, dem er den Platz in seinem Hause nicht verweigern konnte, wie große Bedenklichkeiten er auch selbst dabei hatte.

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Der alte Philipp Moses feierte den Sabbath auf seiner Stube und betete für sein unglückliches Volk, wurde aber oft schmerzlich in seiner Andacht gestört, wenn er seinen Sohn laut im Laden reden oder mit dem Gelde rasseln hörte, während seine Frau in den anderen Zimmern mit Reinmachen und anderen häuslichen Geschäften eifrig zu thun hatte, wobei Benjamine ihr zur Hand gehen mußte. Er hörte oft, wie die Tante sie schalt, und kaum konnte sie einen Augenblick erübrigen, um sich zu dem Alten zu schleichen, ihm einen freundlichen guten Morgen zu sagen und sein Frühstück zu bringen; er sah da wohl, daß sie geweint hatte, wollte sie aber der Freude nicht berauben, zu glauben, sie könne es ihm verbergen."

Philipp Moses lag mit dem alten Haupte im

Staube und betete, als Benjamine wieder kam und ihn zu Tische rief. Seine Schwiegertochter hatte ihn flüchtig ersucht, in ihrem Hause vorlieb zu nehmen, ohne ihr Mißvergnügen ganz verbergen zu können oder zu wollen. Der Alte saß jetzt stumm am Tische, ohne eigentlich etwas zu genießen, denn die meisten Speisen waren von der Art, wie sie das mosaische Gesetz auf das Strengste verbietet. Der Sohn schien nichts davon zu merken; nur die arme Benjamine sah es und hungerte auch. Es wurde von dem Tumult am Abend vorher gesprochen, und daß in Samuels und mehrerern der angesehensten Israeliten Häusern keine ganze Scheibe zu finden; ein Paar herumlaufende Schacherjuden waren sogar auf der Straße arg gemißhandelt worden.

„Weshalb wollen die Reichen auch spielen so große Figuren?“ sagte Isaak, „und weshalb suchen die Armen durch unnütze Sonderbarkeiten die Aufmerksamkeit des Volks auf sich zu ziehen?“

„Bist Du ein Christ geworden, mein Sohn?“ fragte der Alte, „oder ist vielleicht heute nicht Sabbath?“

„Ich halte mich an die Vorschriften der Väter,“ antwortete der Sohn, „in dem was ich ansehe für richtig und für passend zu unserer Zeit und zu den Begriffen von heilig und unheilig, wie meine Vernunft und mein Gewissen sie anerkennt. Ich wollte wünschen, mein Va-

ter thäte das auch und nähme kein Aergerniß an dem, was ich ansehe für unschuldig."

„Der Schwiegervater muß heute mit Sonnabendskost vorlieb nehmen," sagte jetzt die Hausmutter, und reichte ihm mit unbedachter Gleichgiltigkeit einen Teller voll Schweinebraten. „Heute ist das ganze Haus in Unordnung," fügte sie entschuldigend hinzu, als sie sah, wie er schweigend den Teller zurückschob, „und ich war nicht vorbereitet auf Gäste, welche es anders haben müssen, wie wir gewohnt sind."

Ein verstimmtes Schweigen herrschte jetzt bei Tische, und Isaak warf seiner Frau einen vorwurfsvollen Blick zu, den sie nicht zu bemerken schien. Der Alte machte eine Bewegung, als wolle er aufstehen; seine Augen fielen aber auf Benjamine; er schwieg und blieb sitzen. Was aber Benjamine auf dem Gesichte des stummen Großvaters las, entlockte ihren schönen schwarzen Augen eine geheime Thräne; verlegen sah sie auf das Tischtuch, während sie, ohne es zu wissen, ihr Brot in kleine Krümchen zerpflückte. Wegen dieser ihrer kleinen Schooßsünde bekam sie wieder einen derben Verweis von ihrer Tante, mit einer unzarten Erinnerung daran, daß jetzt nicht die Zeiten seien, um mit Brot zu spielen.

„Frau," flüsterte Isaak, als sie aufstanden, seiner Hausfrau zu, „das war gegen die Abrede."

Als der alte Philipp mit seinem Sohne allein war,

sah er ihm ernst und lange in die Augen. „Sag' es mir nur rein heraus, mein Sohn," sagte er, „der graue, altmodische Jude ist Dir und Deinem Weibe ein unwillkommener Gast, vor dem Ihr freilich Eure Thür nicht verschließen, dem Ihr aber auch den Wermuthbecher nicht entziehen wollt, und meine arme Benjamine ist eine Bettlerin hier, für welche Ihr nicht viele Brotkrümlein übrig habt."

„Wie, mein Vater?" stammelte Isaak; „sollte meine Frau — vergib ihr! — ich habe selber eine Unbesonnenheit gemerkt, die mich schmerzlich berührt hat."

„Isaak, Isaak!" fuhr der Alte fort, „warum bebt Deine Stimme? — und warum flieht Dein Blick mein Auge? — noch will ich Dich meinen Sohn nennen und eine Weile bleiben, um zu sehen, ob Du gerettet werden kannst. Dein Herz war doch nicht böse, Isaak, aber es ging Dir, wie den Söhnen Israels, welche bei den Töchtern der Fremden Vater und Mutter und den Herrn vergaßen, der sie aus Aegypten führte — sie sahen nie das verheißene Land."

„Laß Dich meinen Ehebund nicht länger erzürnen, mein Vater," begann Isaak jetzt, „und nimm kein Aergerniß an meiner häuslichen Lebensweise. Bedenke, daß ich ein halbes Jahrhundert später, wie Du, in die Welt gekommen bin. Die Meinungen ändern sich mit den Zeiten, und in den Verhältnissen und Verbindungen,

in welche ich gekommen bin, habe ich Vieles in unserer Religion und in unserer Stellung in einem ganz anderen Lichte ansehen lernen, wie Du. Ich müßte ja blind sein, wenn ich nicht sähe, daß unser Volk das merkwürdigste auf der Erde ist, und unvertilgbar selbst in seinem Untergange und seiner Zerstreuung zwischen den Völkern der Welt; deshalb aber glaube ich nicht, daß wir so äußerlich und auf ewig von allen anderen Menschen scheiden müssen. Nur innerlich können wir das sein, was uns heimlich stärken muß in jeder Unterdrückung und uns erheben über unsere Unterdrücker und Verächter, selbst wenn wir uns demüthigen müssen und im Staube kriechen vor ihnen; äußerlich aber müssen wir verschmelzen mit den großen Volksmassen, damit wir nicht von ihnen zerschmettert werden in unserer Hartnäckigkeit."

„Wenn ich Dich recht verstehe, mein Sohn, so meinst Du, wir können fortfahren, Israeliten zu sein, wenn wir christliche Gebräuche und Sitten annehmen, und unser Geschlecht kann bestehen, obgleich wir es selber auflös'ten und unser Blut mit dem der Fremden vermischten."

„Als Volk und Staat sind wir ja doch aufgelös't," fuhr der Sohn fort, „und mit Jerusalems Tempel ist unser äußerer Gottesdienst in Trümmer gesunken. Glaubst Du nicht, daß unser großer Gesetzgeber, wenn er zu unserer Zeit und in diesem Lande gelebt hätte, uns ganz andere Gesetze gegeben haben würde?"

„Auch andere, als den Herrn Zebaoth zu fürchten und Vater und Mutter zu ehren?“ fragte der Alte.

Die Hausfrau trat in das Zimmer und die Unterhaltung war zu Ende.

Am Abend war Isaak nicht zu Hause. Einige Verwandte seiner Frau waren mit ein Paar Modenarren aus der Nachbarschaft gekommen. Keiner schien den alten Philipp Moses zu beachten. Er saß still in einer Ecke und hörte, wie einige der jungen Herren laut lachten und sich über die „Judenaufzüge“ amüsirten, welche, wie sie meinten, bald wieder aufangen würden. Unter dem Fremden befand sich auch ein junger, hübscher Mann in altdeutscher Tracht und mit langen, blonden Locken über den weißen Halskragen. Dies war der junge Maler Veit, welcher neulich aus Rom zurückgekommen, wo diese Tracht unter den Künstlern die allgemein gebräuchliche war; auch über ihn hatten sich die jungen Herren aufgehalten, aus Furcht, er möge ihnen den Rang streitig machen wollen, indem er neue Moden in Hamburg einführte; Veit schien aber durchaus nicht darauf zu merken. Er war ein Sohn des alten Doktors auf dem „Hopfenmarkte“, welcher Hausarzt war. Durch den Vater hatte er als Zeichenlehrer Zutritt erhalten; was ihn aber eigentlich hierher zog, war Benjamine's schönes Gesicht, welches für ihn als Künstler ein besonderes Interesse hatte. Bisher hatte er an der Unterhaltung keinen Antheil genommen, sondern stand am

Fenster und sprach leise mit Benjamine von dem alten, ehrwürdigen Großvater, welchen er gleich bemerkt, und mit der Ehrerbietung, welche sein Alter und edles Aussehen erweckte, begrüßt, sich auch über seinen schönen, patriarchalischen Greisenkopf recht gefreut hatte. Jetzt hörte er, wovon die Rede war, und wendete sich schnell gegen Benjamine, um durch einen glücklichen Einfall dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Aber die unbedachtsamen jungen Herren kamen gleich wieder zu ihren ausgelassenen Scherzen zurück, und schienen über ihren eigenen Witzen ganz zu vergessen, in wessen Hause sie waren und wer hier zugegen war. Daran erinnerte Veit sie jetzt auf eine so trockene und treffende Weise, daß sie beschämt und erbittert fort gingen und ihm nur ein paar Worte in's Ohr flüsterten, sie wären morgen früh auf der Vincent-Bastei beim Obelisken zu treffen. Das aber hörte Niemand als Veit selbst, und dieser versprach sich einen scherzhaftern Auftritt von dieser Zusammenkunft, als alle die Verfolgungsscenen, welche die jungen Herren eben so lächerlich gefunden hatten.

Damit war aber der Streit nicht zu Ende. Ein paar ältliche Kaufleute nahmen gewissermaßen die Partie ihrer fortgegangenen Freunde, und schienen wenigstens das Strafrecht nicht zu mißbilligen, welches das lange ausgesogene Volk, wie sie sich ausdrückten, jetzt selber gegen ihre privilegirten israelitischen Plager verübe.

Da nahm Veit wieder das Wort und schalt mit Wärme die haßerfüllte, unchristliche Gesinnungsart, welche Christen dazu erniedrigen könne, den Frieden zu brechen, den der Staat in Aller Namen freiwillig einem flüchtigen, wehrlosen Volke bewilligt habe.

„Wir klagen darüber, daß sie uns betrogen haben," sagte er, „lieben wir sie denn, wenn wir sie steinigen? betrügen wir sie denn nicht weit ärger, indem wir Treu' und Glauben brechen, und die Versprechungen der Sicherheit, welche wir ihnen, als unseren Mitbürgern, gegeben haben, nicht halten? Gerecht wäre es, wenn wir sie duldeten, gut, wenn wir selber besser wären, und christlich, wenn wir sie dahin brächten, uns zu lieben. Das geschieht aber nicht durch Haß und Hohn und Verfolgung, das geschieht nicht durch unedle Grausamkeit gegen Wehrlose."

Benjamine belohnte den warmen Vertheidiger ihrer Nation mit einem liebenden, dankbaren Blicke, und der alte Philipp Moses erhob sich jetzt langsam aus seiner Ecke. „Gerecht ist unsere Demüthigung vor dem Herrn," sagte er, „aber ungerecht und unrein ist die Menschenhand, welche uns demüthigt. Nimm den Dank eines Greises," wendete er sich zu dem jungen Veit, „weil Du nicht in den Ruf der Verfolger einstimmtest und den Stein nicht gegen uns erhobst zur Zeit der Verfolgung, sondern ein Liebeswort übrig hattest für das gesunkene, gedemüthigte Volk des Herrn in der Stunde seiner Heimsuchung."

„Wer ist der wunderliche Alte? — er spricht ja wie eine Bibel," sagten die Fremden staunend zu einander.

Isaaks ältester Sohn, ein Knabe von fünf Jahren, der Augapfel und das Ebenbild seiner Mutter, war den ganzen Tag um den Alten herum gegangen und hatte ihn wie ein Wunder angestaunt. „Bist Du nicht ein Judenpriester?" sagte er und näherte sich ihm dreist; „pfui, was hast Du für einen langen, häßlichen Bart! — Geh' nicht an's Fenster, sie werfen uns sonst die Scheiben ein, sagt die Mutter."

„Es ist ja Dein Großvater," flüsterte Benjamine, „Du mußt ihn lieb haben und artig gegen ihn sein, Carl."

„Ach Schnack!" rief der Junge und lachte, „sollte ich einen bärtigen Schmul zum Großvater haben, der keinen Speck essen darf? nein, wir wollen mit ihm Hep, Hep spielen, wie die anderen Jungen."

Benjamine weinte und hielt dem Knaben den Mund zu, damit der Alte nicht hören solle, was er sagte; aber der unglückliche Großvater hatte jedes Wort gehört, und der Verfolgungsruf aus dem Munde seines eigenen Enkels klang ihm wie das giftigste Hohngelächter aus Gehenna. Er erhob die Hand, um die Schlange zu zerschmettern, die ihn anzischte, und den Fluch auf sein eigenes Geschlecht herabzudonnern. — Da traf ihn Ben-

jamine's thränenerfüllter Blick, — er ließ den Arm sinken und stand da bleich und stumm, die Augen auf den Boden geheftet.

In diesem Augenblicke trat Isaak ein und sah die verlegenen Gesichter um sich her, denn ein Jeder der Fremden hatte Mitleid mit dem Alten und tadelte die Verhöhnuug, die er erdulden mußte. Einige waren schon gegangen, Andere folgten.

„Was gibt es hier?“ fragte Isaak, und sah den versteinerten Alten mit einem mißtrauischen Seitenblicke auf seine Frau an; „hat Jemand meinen alten Vater beleidigt?“

„Was kann ich dafür, daß das unschuldige Kind da schwatzt?“ antwortete die Frau. „Komm, mein Junge,“ fuhr sie fort, indem sie ihren Liebling bei der Hand nahm und mit ihm aus der Stube ging, „künftig darf wohl Keiner von uns in unserem eigenen Hause mehr den Mund aufthun?“

Der junge Veit stand, glühend vor Zorn, mit Benjamine bei dem Alten und hatte dessen Hand ergriffen; aber der Greis merkte es nicht. Jetzt sah er sich um, als erwache er aus einem Traume, und als er seinen Sohn, der vor ihm stand, erblickte, rollten Thränen über die hageren Wangen in den langen, weißen Bart.

„Leb wohl, mein Sohn!“ sagte er, und legte seine Hand auf dessen Kopf; „des Herrn Hand hat Dich schwer

getroffen Deiner Uebertretung wegen — ich will Dein Haus nicht verfluchen, aber ich gehe, ehe es mir über dem Haupte zusammen stürzt."

Mit diesen Worten ging er fort, und der Sohn wagte es nicht, den erzürnten Vater zurück zu halten. Benjamine aber folgte ihm weinend, und der junge Veit ihnen Beiden in einiger Entfernung, um im Falle der Noth die Unglücklichen gegen den unruhigen Pöbel zu beschützen. Denn man fing schon an, den Lärm vom vorigen Abende zu erneuern, und es waren mehr Menschen wie gewöhnlich auf den Gassen versammelt.

Veit sah den Alten den Weg nach dem Altonaer Thore einschlagen, Benjamine an der Hand, welche ihn vergebens bat, zurück zu gehen, und zweifelte nicht daran, daß er aus der Stadt wandern und vielleicht eine Freistätte in Altona suchen wolle. Er beschloß, ihm dahin zu folgen und ihn bei einem seiner Bekannten unterzubringen. Im Gedränge und der Dunkelheit verlor er sie aber aus dem Gesicht, und ehe sie das Altonaer Thor erreichten, wurden sie von einem Haufen Gassenbuben und berauschter Handwerksburschen angehalten, welche von Gasse zu Gasse liefen und bei allen Juden die Fenster einschlugen.

„Hep! Hep!" schrieen die Verfolger, „wo willst Du hin mit der schönen Dirne, alter Schmul?"

Einige zupften ihn schon beim Barte und Andere

wollten sich Unanständigkeiten gegen die todtenblasse, erschrockene Benjamine erlauben. Da aber machte Veits Ziegenhainer Platz zwischen dem verworfenen Pöbel; mancher brave Hamburger eilte ihm bereitwillig zu Hilfe, und während Wache und Polizei die Verfolger auseinander trieben, führte Veit seine beiden Flüchtlinge durch einen Durchgang zu einer Seitengasse. Nach verschiedenen Umwegen brachte er sie endlich zu seinem Vater, dem alten Doctor Veit, in vollkommene Sicherheit, der mit Theilnahme und Menschenliebe den Unglücklichen, mit Allem, was sein Haus und seine Kunst vermochte, zu Hilfe kam. Benjamine war vor Schrecken halb todt, und der unglückliche Greis sank über der Thürschwelle bewußtlos zu Boden.

Als der Alte wieder in's Leben zurückgebracht war, sah er wild, wie ein Rasender, um sich her; er riß sich die Haare aus dem Kopfe und verfluchte mit dem Propheten die Stunde seiner Geburt, seinen Vater und seine Mutter. Darauf sank er wieder in seinen bewußtlosen Zustand zurück, und ein hitziges Fieber trat an die Stelle seiner heftigen Gemüthsleiden und schien seine Schmerzen gleichsam in Schlummer zu wiegen. Oft aber kehrten sie doch in seinen Träumen und Fieberphantasieen gewaltsam zurück, und er sah dann mit dem Propheten den Untergang seines unglücklichen Volkes und die Zerstörung Jerusalems. Benjamine saß dann an seinem Lager, und

betete oder las ihm vor aus der Bibel des alten Veit, bis er Frieden fand und die schrecklichen Gesichter verschwanden.

Der alte Doctor Veit hatte sein Haus zu einer Freistätte für die Unglücklichen gemacht, und sein Sohn, der junge Maler, saß oft ganze Tage mit Benjamine bei dem Greise und wechselte mit ihr ab, bei ihm zu wachen. Oft, wenn Benjamine den Alten zur Ruhe gelesen hatte und stille da saß an seinem Lager, mit dem heiligen Buche in ihrer Hand, während er schlummerte und das herrliche Greisengesicht im Traume beruhigt sie anlächelte — saß Veit ihnen an seiner Staffelei gerade gegenüber, um sie Beide abzubilden. Durch das, was Benjamine dem Alten vorlas und was sie mit dem frommen Maler über das heilige Buch, welches die Quelle ihres und seines verschiedenen Glaubensbekenntnisses enthielt, redete, ging ihrer Seele ein wunderbares Licht auf.

Eines Tages war Veit mit dem Arm in der Binde nach Hause gekommen und gab vor, er habe sich bei einem Falle gestoßen. Er war aber genöthigt gewesen, jene beiden übermüthigen jungen Menschen mit dem Degen zu züchtigen, die ihn an jenem Morgen vergebens auf der Vincent-Bastei erwartet hatten, weil er seinen Flüchtigen nicht verlassen konnte. Sie hatten so laut mit ihrem Muthe geprahlt und sich über Veits Außenbleiben so lustig gemacht, daß er sie zuletzt nöthigte, ihren Ton

wenigstens auf sechs Wochen unter den Händen des Wundarztes herabzustimmen. Veits eigene Wunde war unbedeutend; wenige Tage darauf bedurfte er der Binde nicht mehr und konnte ungehindert wieder den Pinsel führen. Er hatte Benjaminen nichts davon gesagt, sie vermuthete aber, was geschehen war, und segnete ihn in der Stille für den edelmüthigen Eifer, dessen kriegerische Folgen er in seiner friedlichen Stellung selber als eine thörigte Unbesonnenheit verbarg.

Indessen ward der Alte täglich besser. Was Veit für die schöne Jüdin fühlte, war ihm bald selber kein Geheimniß mehr, und sie sah es tausend Mal täglich in seinen stillen, liebevollen Blicken; sie hörte es jeden Augenblick in dem Tone, welcher jedes seiner unbedeutendsten Worte begleitete. Sein Bild hatte, seit sie ihn zum ersten Male sah, beständig schön und liebenswürdig vor ihrer Seele gestanden, besonders aber seit jenem Abende bei dem Onkel, als er mit edlem Zorn die Spötter aus dem Hause trieb und ihre unglückliche Nation so warm gegen die unbarmherzigen Verfolger derselben vertheidigte. Und jetzt sein späterer Kampf für sie und die Theilnahme, welche er von jenem Augenblicke an ihr und dem theuren alten Großvater gezeigt hatte; — die Bescheidenheit und Schonung, womit er jede Wohlthat und jedes Opfer, welches er brachte, verbarg — alle diese Züge einer edlen, feinfühlenden Seele entwickelten unmerklich

die junge, aufkeimende Liebe unter der heiligen Hülle der Dankbarkeit. Noch aber hatte Niemand von ihnen das, woran sie nicht länger zweifeln konnten, auch nur mit einem einzigen Worte verrathen.

Einige Wochen waren vergangen. Die Verfolgungsraserei gegen die Juden hatte aufgehört. In Hamburg war Alles ruhig, und die verfolgten Israeliten durften sich wieder auf den Gassen sehen lassen, ohne verspottet und gemißhandelt zu werden. Die Zeitungen erzählten aber jetzt, wie dieselbe Raserei sich über andere Städte verbreitet hätte, und aus Kopenhagen und fast allen anderen dänischen Städten hörte man ähnliche empörende Auftritte.

Der alte Philipp Moses erstand jetzt von seinem Krankenbett, aber sein Gang war langsam und wankend. Dagegen schien sein Gesicht nicht so streng und steinern. Es war, als wäre ein freundlicher Geist über ihn gekommen und hätte einen seltsamen Glanz in seinem Auge zurückgelassen; es war, als sei seine Seele der Versöhnung und Verklärung näher gekommen.

Lange war es ihm unbegreiflich, daß er sein Leben und die Rettung seiner theuren Benjamine Christen zu verdanken habe, denn er wußte nicht, was seit dem Ueberfall auf der Gasse mit ihm vorgegangen war.

Sein Sohn Samuel, der reiche Juwelier, war indessen durch den Sturz eines fremden Handelshauses und

durch eigene unglückliche Speculation gänzlich zu Grunde gerichtet. Wie ein Bettler hatte er Hamburg verlassen, und war sogar auf der Flucht überfallen und gemißhandelt worden. Obgleich jeder brave Hamburger diese Grausamkeit gegen einen wehrlosen Flüchtling mißbilligte, hatte doch Niemand großes Mitleid mit ihm, besonders wegen seines Betragens gegen den Vater, welchen Alle verehrten als den Rechtschaffensten seiner Nation, und über dem noch ein Nachglanz des großen Lichts ausgebreitet zu sein schien, welches zu den Zeiten der Maccabäer und der Propheten dieses wunderbare Volk umstrahlt hatte.

Die letzten Widerwärtigkeiten hatten auch den Uebermuth der Hamburger Juden gebrochen. Sie begannen wieder zu ihren Priestern und den lange verlassenen Synagogen ihre Zuflucht zu nehmen. Auch zu dem alten Philipp Moses kamen Abgeordnete mit der Botschaft, daß die Gemeinde ihn wieder unter sich zu haben wünsche, und durch eine Sammlung für seinen Aufenthalt und seine künftige Unabhängigkeit von Verwandten und Freunden gesorgt habe. Denn er hatte ihnen das, was neulich geschehen war, oft voraus gesagt und damit gedroht, und sie fingen jetzt an, ihn als einen großen Mann Jehovah's, auf welchem der Geist der alten Propheten noch weile, zu ehren.

„Willst Du Dich neu bekehren, Israel!" sagte der

Alte zu den Abgesandten seines Volks; „willst Du Dein Herz los machen von der Bosheit, so wird der Herr sein Antlitz wieder barmherzig zu Dir wenden und seinen Zorn nicht ewiglich behalten. Denn die Berge werden weichen und die Höhen bewegt werden, aber meine Barmherzigkeit soll nicht von Dir weichen und der Bund meines Friedens nicht bewegt werden, sprach der Herr, Dein Erbarmer! Die Stunde wird sicherlich kommen, wo des Herrn Erlös'te zurückkehren und nach Zion kommen mit Jubelgesang, und ewige Freude wird über ihren Häuptern sein; Freude und Wonne wird ihnen werden, und Trauer und Seufzen soll von ihnen fliehen. Wahrlich, der Herr unser Gott ist die Rettung Israels; ich werde ihm noch ein Versöhnungsopfer bringen für mein gezüchtigtes Volk, ehe ich einwandere zur Ruhe Vater Abrahams."

Als nun Philipp Moses Benjaminens Hand faßte und vor den alten Doctor Veit und seinen Sohn hintrat, um Abschied von ihnen zu nehmen, und den Segen des Herrn noch ein Mal auf sie herabflehte für die Menschenliebe und Hilfe, welche sie ihnen geleistet — da sahen die beiden jungen Menschen einander schmerzlich an, und Thränen stürzten ihnen Beiden aus den Augen.

„Ja, Benjamine, jetzt sehe ich es — Du liebst mich, wie ich Dich lange geliebt habe," sagte der junge Veit plötzlich und ergriff ihre Hand, und ehe sich Benja-

mine besinnen konnte, lagen sie Beide zu den Füßen der Alten und baten um ihren Segen.

Die beiden Alten traten erschrocken zurück.

„Hätte ich das geahnt, mein Sohn," sagte der Vater Veit, „wäre es wohl besser gewesen, Du wärest in Rom geblieben. Wie soll das möglich werden? — Euer verschiedenes Glaubensbekenntniß — —"

„Benjamine ist Christin im Herzen," sagte schnell der Jüngling, indem er aufstand und das zitternde Mädchen erhob; „am Krankenbette dieses ehrwürdigen Greises hat sie unsere heiligen Schriften gelesen, und ihre Seele ist von der Göttlichkeit derselben durchdrungen."

„Ist das Wahrheit, Benjamine?" fragte der alte Philipp Moses und ward blaß.

„Ja, Großvater, es ist in Wahrheit so," antwortete das fromme Mädchen und umfaßte die Kniee des Greises. „Christi Worte waren es, welche ich Dir vorlas, wenn Du in Deiner Seelenqual die Stunde Deiner Geburt verfluchtest; Christi Worte waren es, welche Dir Frieden gaben, wenn Du mit dem Propheten Dein Volk verwünschtest und es in die ewige Verdammniß hinabsinken sahest!"

„Du bist Christin im Herzen, Benjamine! und Du liebst diesen Christen?" fragte der Alte langsam und wankend.

„Ja, Großvater, ja, so ist es in Wahrheit!" bezeugte

das bebende Mädchen und badete seine Kniee mit ihren Thränen.

„Auch Du, Benjamine! — auch Du, Tochter meiner Rahel! — letzter Trost meiner alten Tage! — auch Du!“ — Hier erstickten Thränen die Stimme des Alten; stumm verhüllte er das Haupt in sein Gewand und wankte der Thür zu.

„Leb' wohl denn für diese Welt!“ sagte Benjamine zu dem liebenden, unglücklichen Veit, indem sie sich mit plötzlicher Seelenstärke aus seinen Armen losriß; „wo das Gesetz Liebe und die Gerechtigkeit Gnade ist, wo Jehovah und Christus Eins sind, da sind wir es auch für ewig. Nimm mich mit Dir, Vater!“ rief sie darauf und stürzte dem Alten nach, „nimm mich mit Dir und laß mich in Deinen Armen sterben! aber verdamme mich nicht in meiner Todesstunde! was in meiner Seele geschehen ist, war der Wille des Höchsten!“

„Verloren — für diese Welt!“ seufzte der junge Veit und sank an das Herz des Vaters, als die Thür sich zwischen den Liebenden schloß und ihre Liebeshoffnung für diese Erde erloschen schien.

„Was hast Du vor, mein Sohn? Du gehst ja umher wie ein Träumer, und wozu soll das Einpacken?“

sagte der alte Doctor auf dem „Hopfenmarkte“ einige Tage darauf zu seinem Sohne. „Ist Deine Liebe so heftig, daß Du sie nicht mehr überwinden kannst, und liebt Dich das Mädchen so sehr, wie es scheint, so habe ich ja nichts mehr dagegen, und der alte Philipp Moses ist sicher ein zu edler Mann, um Euer Unglück zu wollen.“

„Ich ehre ihn fast wie einen heiligen Propheten,“ antwortete der Sohn, „ob er mir auch jetzt das Grab bereitet. Ich habe mit ihm geredet, Vater! seine Strenge würde ich bekämpft haben, aber seine Milde entwaffnete mich und seine Liebe vernichtete meine letzte Hoffnung. Ich sehe es ein: er könnte aus Dankbarkeit jetzt vielleicht selber unsere Hände in einander legen, aber sein altes Herz würde brechen dabei, und ich müßte mich als seinen und Benjaminens Mörder anklagen. Der Alte ist unerschütterlich in seinem Glauben und müßte Benjamine in seinem Herzen verdammen, wenn sie vor seinen Augen abfiele oder meine Hand annähme — selbst aus seiner Hand.“

„Aber sie ist ja schon abgefallen im Geiste, — sie liebt Dich ja und hat es dem Alten gestanden — und er verdammte sie nicht.“

„Er müßte es, wenn sie es durch eine öffentliche Handlung bekräftigte. Er liebt sie so sehr wie seine Seele — aber er würde seine eigene Seele verdammen, wenn sie von Jehovah abwiche, wie er es nennt.“

„So warte, mein Sohn! Die Tage des Alten sind gezählt. Er fiel mit dem Tode im Herzen über meine Schwelle.“

„Ach, Vater, Du kennst Benjamine nicht — ihr Herz wird vielleicht dabei brechen, aber sie wird dem Todten nicht minder treu sein, wie dem Lebenden. Doch der Anblick meines Schmerzes soll den Frieden nicht stören, welchen ihre stillere Seele vielleicht selbst in der Entsagung ihres Glückes finden wird. Laß mich reisen, mein Vater! für mich gibt es keine Hoffnung mehr auf Glück in der Welt; Frieden aber will ich suchen im heiligen Lande der Kunst und am Grabe aller Herrlichkeit der Welt und der eiteln Freude.“

So sprachen Vater und Sohn, während der alte Philipp Moses das große Versöhnungsopfer darbrachte für sein unglückliches Volk. Drei Tage darauf schloß der lebensmüde Greis seine Augen in den Armen der treuen Benjamine.

„Heute begraben die Juden ihren letzten Propheten,“ sagte ein lustiger Spottvogel auf dem „Jungfernstiege“ zu seinen Kameraden; „sieh, wie sie sich aus allen Gassen und Straßen versammeln, und Jeder, welcher dem Leichenwagen begegnet, muß ihn begleiten.“

„Es ist der alte Philipp Moses,“ antwortete der Andere; „es soll der einzige rechtgläubige Jude in der Stadt und vielleicht der letzte wirkliche Mosait in der Welt gewesen sein, sagt man. Er ist in dem vollen und festen Glauben gestorben, daß sein Volk doch das herrlichste auf der Erde, und trotz aller seiner Entartung und seiner Bedrängnisse Gottes auserwähltes Eigenthumsvolk sei. Noch auf seinem Sterbebette hat er die Fenster öffnen lassen und darauf gewartet, daß ihr Messias angeflogen käme, um ihn und sein Volk in das gelobte Land zurück zu führen.“

„Welche Tollheit!“ erwiderte lachend der Erstere, „aber man muß eingestehen, das heißt consequent sein bis auf das Aeußerste.“ Und sie gingen singend in den Alsterpavillon.

Am Abend stand ein junger Mensch in Reisekleidern am Thore des Kirchhofs der israelitischen Gemeine und sah bleich und wehmüthig auf eine weibliche Gestalt, welche darin an dem neulich errichteten Grabsteine knieete. Der Reisende war der junge Maler Veit, welcher Postpferde bestellt hatte, um denselben Abend seine Vaterstadt auf immer zu verlassen und sich mit seiner hoffnungslosen Leidenschaft unter den alten Ruinen Roms zu begraben. Dort wollte er das Grab seiner Glückseligkeit mit Erinnerungen aus der Vergangenheit schmücken. Zwei unvergeßliche Bilder waren in sein Leben getreten als die

wundervollen gedoppelten Herolde seines Schicksals; sie waren seine liebsten und kostbarsten Kleinodien, welche er eingepackt hatte, um sie mitzunehmen, die Portraits der schönen Benjamine und des alten Philipp Moses. Benjaminens Alles opfernde Liebe zu dem Alten und des ehrwürdigen Patriarchen unerschütterliche Festigkeit im Glauben der Väter, welche jeden Abfall und jede Verbindung mit dem Anhänger eines fremden Glaubens verdammte, hatte ihm jede Hoffnung geraubt. Er konnte es aber seinem kummervollen Herzen nicht versagen, die geliebte und für diese Welt verlorene Benjamine noch ein Mal zum Abschiede zu sehen, und es war jetzt sein einziger Trost, eine Bekräftigung ihrer Liebe mit sich zu nehmen.

In dieser Stimmung hatte er sich ihrer Wohnung genähert, als der Leichenwagen mit dem alten Philipp Moses aus derselben kam. Er hatte sich unter das wachsende Leichengefolge gemischt, wie von einer unwiderstehlichen Macht dazu getrieben, obgleich die Vorübergehenden sich wunderten, den blondhaarigen Christen in Reisekleidern unter lauter murmelnden Juden dem Leichenwagen folgen zu sehen. Als sich Alle vom Grabe entfernt hatten, hatte er sich nicht losreißen können, sondern es war ihm, als müsse er bleiben und hier das Ende seines traurigen Geschickes erwarten. Er erwartete auch sicher, daß Benjamine noch vor Einbruch der Nacht das Grab be=

suchen werde. Seine Vermuthung war erfüllt und die treue Benjamine am Abend mit Blumen gekommen, um sie auf das Grab ihres Großvaters zu streuen. Als sie kam, war er zur Seite getreten, um sie nicht an ihrem kindlich frommen Opfer zu verhindern, und jetzt wußte er, weshalb er so lange am Grabe verweilt hatte. Dies war die Stätte, wo er für dieses Leben von ihr Abschied nehmen mußte. Der Grabstein des Alten war ja der Grenzstein, welcher ihre Wanderung auf Erden trennte. Noch stand er still an der Kirchhofspforte und wollte das Gebet des jungen Mädchens nicht stören. Erst als sie sich wieder vom Grabe erhob, um wieder zurück zu gehen, trat er ihr still und ernst entgegen. Die religiöse Richtung, welche seine Entwickelung genommen hatte, war unter seinem Kampfe und seiner errungenen Entsagung noch hervortretender geworden. In seiner Hand leuchtete ein Kreuz von glänzendem Perlenmutter, welches seine verstorbene Mutter ihm früher als Kind für Diejenige gegeben hatte, welcher er einst sein Herz schenken würde. Es war beim Einpacken ihm in die Hand gefallen, und er hatte es mitgenommen, um es der verlorenen Geliebten zum Abschiede zu geben. Es funkelte jetzt schön in den klaren, freundlichen Strahlen des Mondes.

„Benjamine!" sagte er, und sie erhob das schöne, schwarze Auge und erkannte ihn. Als sie aber das leuch-

kende Kreuz in seiner Hand erblickte, sank sie auf die Kniee, die Hände über der Brust gefaltet.

„Himmel, es ist erfüllt!“ rief sie. „Sein Geist zeigt mir das Bild des Friedens und der Erlösung am Grabe.“

„Wie?“ stammelte Veit ahnungsvoll, „an diesem Grabe —“

„An diesem Grabe sollte ich meine Rettung schauen, — das war sein letztes Wort zu mir, als ein Engel sein Antlitz im Tode verklärte. Und siehe! sein Geist hat Dich hierher geführt mit dem heiligen Zeichen in Deiner Hand, welches mich jetzt für ewig mit Deinem Erlöser vereint!“

„Gelobt sei der Herr des Lebens!“ rief der Glückliche, „und gelobt sei der Geist, welcher Dich mit ihm durch den Todten vereint! Auch mit mir bist Du jetzt vereint, und ich verlobe mich jetzt mit Dir, als mit meiner Braut, vor Gottes Angesicht an diesem Grabstein, von dem ich glaubte, es sei der Grenzstein, welcher uns für diese Welt trenne.“

Benjamine reichte ihm ihre Hand über das Grab und sank mit stillen Thränen an sein Herz.

Jetzt hörte er von Benjamine, wie der Alte in seinem letzten Augenblicke sich begeistert erhoben und die großen Verheißungen Davids und der Propheten von dem Propheten und Messias ausgerufen habe. Er hatte Ben-

jamine gebeten, das Fenster zu öffnen, damit er noch einmal den hellen Himmel sehen könne, und da war es gewesen, als habe sich ihm eine heilige Erscheinung im freundlichen Morgenroth gezeigt. „Täuschen mich meine brechenden Augen nicht,“ hatte er gesagt, „so komm zu meinem Grabe, Benjamine, und mein Geist wird Dir Deine Rettung zeigen.“ — Hier war seine Stimme undeutlich geworden, aber sein Antlitz hatte wunderbar selig gelächelt. Mit der erstarrenden Hand hatte er noch ein Zeichen wie ein Kreuz auf sein Todeslager gemacht, und dann ruhig den Geist in Benjaminens Armen aufgegeben.

„Es ist erfüllt, wunderbar erfüllt!“ sagte Veit, und kniete mit Benjaminen am Grabe.

Im nächsten Jahr stand an demselben Tage ein christliches glückliches Ehepaar an dem mit Blumen bestreuten Grabsteine, unter welchem der alte Philipp Moses aufrecht stand, mit dem bleichen, ehrwürdigen Antlitz nach Osten gewendet. Benjamine reichte dem Geliebten die Hand über dem Grabsteine, indem sie das Kreuz von Perlenmutter an ihr Herz drückte.

„Jetzt hat er das große Licht des Ostens gesehen,“ sagte sie froh, „es leuchtete schon hier mit dem letzten

Morgenroth in seinen brechenden Augen, und er sucht es nun nicht vergebens im Grabe. Es leuchtet über den Ruinen der heiligen Stadt Gottes — und durch den Glanz seiner Herrlichkeit sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden."

III.

Die Leinwandsammlerin.

Von

Bernhard Severin Ingemann.

Pastor S. Sörensen in X. hielt sich im Jahre 1806 als Candidat der Theologie in Kopenhagen auf. Er hatte sich bei einer alten, braven Predigerwitwe, Madame Winther, welche in der kleinen Kirchenstraße wohnte, in die Kost gegeben. Hier hatte er nur ein einziges Zimmer im dritten Stock mit einem Eingange von der Treppe. Jedoch war in seinem Zimmer eine andere Thür, welche zu einem Seitenzimmer führte; diese war aber von der andern Seite verschlossen, und sein Bett davor gestellt, so daß sie keinen Durchgang bildete. Diese Thür führte zu einem großen Zimmer, welches der Wirthin gehörte, aber nur als Aufbewahrungsort für Kleider und Leinenzeug benutzt wurde.

Der fleißige Candidat hatte nur wenige Bekannte; er saß fast immer zu Hause bei seinen Büchern, wenn er nicht stundenweise Unterricht ertheilte, und jeden Mittag nahm er sein Mittagsessen und seinen Kaffee bei der alten Madame Winther ein. Wenn er in ihr Zimmer trat, fand er sie jederzeit am Spinnrade, welches sie erst zur Seite setzte, wenn angerichtet war. Alle vier Wände ihrer Wohnstube waren mit fein gesponnenem flächsenem Garn in Knäueln nnd Netzen behängt. Außer ihrem stillen Kostgänger und einem alten Dienstmädchen, welches die Haushaltung besorgte, sah sie nur zwei andere Menschen, nämlich einen Flachshändler und einen Leinweber, welche regelmäßg am ersten Tage in jedem Vierteljahre Abrechnung mit ihr hielten und Bezahlung für Dasjenige empfingen, was im Laufe des Quartals ihr an Waaren und an Arbeit geliefert worden war.

„Sie sind aber doch ungeheuer fleißig, gute Madame Winther!" bemerkte der Candidat fast jeden Tag, wenn er hineinkam, um zu essen, und sie ihn freundlich mit einer halben Verbeugung grüßte, ohne deshalb den Fuß einen Augenblick, ehe das Essen auf dem Tische stand, vom Rade wegzuziehen.

„Wozu aber gebrauchen Sie alle das Garn?" fragte er auch wohl.

„Ei, wozu anders, allerbester Herr Sörensen! als zu Leinwand!" pflegte sie dann zu antworten, „von der

Gottesgabe kann man nie zu viel haben.“ Dann mußte er eine lange Erzählung aus ihrer Jugend anhören, wie sie seit ihrem fünften Jahre auf demselben Rade gesponnen und selber jeden Faden zu ihrer Aussteuer gedreht habe — und auch als sie die Frau eines Landpredigers geworden, habe sie nicht allein selber die weitläufige Landhaushaltung besorgt, sondern dazu ganz allein die Aussteuer ihrer Töchter gesponnen. Diese ihre Lebensgeschichte endete gern damit, daß sie weinte, indem sie erzählte, wie alle ihre drei Töchter vor der Hochzeit gestorben seien. Was sie tröstete, war immer der Gedanke, daß sie einen eben so feinen Flachsfaden gesponnen hätten, wie sie selber, und daß sie sich von keinem einzigen Stück Deckzeug oder Leinwand getrennt habe, zu welchem die lieben Kinder das Garn gesponnen, auch daß sie selber noch, Gott sei Dank! mehr als ein paar Pfund Garn die Woche spinner lassen könne, und jedes Jahr eben so viel Deckzeug von den feinsten Mustern weben lasse, als da sie noch unverheirathet und in ihrem kräftigsten Alter gewesen sei.

„Aber, liebe, gute Madame Winther!“ meinte dann der Candidat, „ich kann nur nicht begreifen, wozu Sie alle die Leinwand und das Deckzeug gebrauchen; Sie leben ja ganz allein und geben nie Gesellschaften, und Sie wollen auch nicht das Geringste davon verkaufen.“

„Wozu ich es gebrauche? allerbester Herr Sörensen!

wie können Sie danach fragen? Sehen Sie nicht immer das allerschneeweißeste Deckzeug auf meinem Tische? und die feinste Leinwand trage ich immer, mit Respect zu sagen, auf meinem Körper; was ich aber nicht täglich gebrauche, das sammle ich in meinen Leinenschränken, lüfte es häufig aus und lasse es jedes siebente Jahr waschen — es aber verkaufen! — Gott bewahre mich in Gnaden, allerbester Herr Sörensen! — keine vernünftige Hausmutter trennt sich von ihrer Leinwand."

„Wo haben Sie aber am Ende Platz dazu?"

„Ich danke meinem Gott und Schöpfer, bester Herr Sörensen! daß ich Rath schaffen kann, diese geräumige Hausgelegenheit zu bewohnen. In den ersten zehn Jahren wird im Saal noch Platz genug für meine Leinenschränke sein, und wenn Gott mir Leben und Gesundheit vergönnt, so daß ich noch zwanzig Jahre spinnen und weben lassen kann, so" — —

„Aber allerbeste Madame!" unterbrach er sie, „zu welchem Nutzen häufen Sie das Alles auf?"

„Ei, mein Gott!" fuhr sie fort, „giebt es denn irgend etwas Nützlicheres in der Welt, als feine saubere Leinwand? Und Sie, der Sie ein gottesfürchtiger junger Mann sind und bald Prediger werden sollen, können Sie zweifeln an dem Nutzen, welchen die herrlichste Gabe Gottes und des stillen häuslichen Fleißes bringt?"

„Aber haben Sie, die Sie doch die Frau eines Pre-

digers waren, vergessen, was von den Vögeln unter dem Himmel geschrieben steht? Sie spinnen nicht, sie weben nicht, sie sammeln auch keine Leinwand in ihre Schränke," wandte der Candidat ein.

„Ob ich meine Bibel kenne? ja das können Sie glauben; aber Sie verdrehen Gottes Wort, bester Herr Sörensen!" fuhr sie eifrig fort und holte ihre Bibel. „Die Stelle von den Vögeln, welche Sie so falsch angeführt haben, will ich nicht erst nachschlagen, die kennen wir Beide recht gut; aber erinnern Sie sich der Stelle in Daniel, Kapitel zehn, Vers fünf, wo der Mann, den der Prophet sah, in Leinwand gekleidet war, und das war ja doch unser Herr selber vor seiner Offenbarung im Fleische."

„Nein, liebe Madame Winther! eher doch ein erschaffener Engel, nach dem, was die Theologen aus dem Zusammenhange schließen."

„Ganz einerlei! er trug doch Leinwand, wie alle Engel, von denen wir lesen, und die alle in weißen Kleidern zu den Menschenkindern herunter kommen. — Wie können Sie es also leugnen, daß es noch etwas Herrlicheres im Himmel und auf Erden giebt, wofür man mit seinen Händen arbeiten kann, als die gesegnete Leinwand? Denken Sie doch nur an die Stelle bei Marcus im 14. Kapitel im 51. und 52. Verse, von dem Jüngling, welcher mit Leinwand, sicherlich feiner, auf der bloßen Haut

bekleidet war, und der gewiß auch ein Engel gewesen ist; gar nicht zu reden von der Kleidung des reichen Mannes im Evangelium und von der merkwürdigen Stelle in der Offenbarung, Kapitel 15, Vers 6, wo die sieben Engel, die die sieben Plagen hatten, aus dem Tempel gehn, angethan mit reiner weißer Leinwand und ihre Brüste umgürtet mit goldenen Gürteln.“ — —

„Beste, gute Madame Winther! ich glaube wahrlich, Sie studiren Ihre Bibel nur, in so weit von Leinwand darin die Rede ist, und am Ende wird Ihre Gottesfurcht und Das, was einzig Noth thut, nur Garn, Leinwand und Deckzeug werden. Denken Sie doch, um Gottes willen! an andere Dinge in der Welt; sonst wird das eine fixe Idee bei Ihnen, und es kann kommen, daß Sie nach Ihrem Tode in Ihrem Leinwandzimmer umher spuken; denn wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz. Machen Sie sich um des Himmels willen frei von dieser Abgötterei! Lesen Sie doch mitunter auch hübsche, weltliche Bücher; darf ich Ihnen nicht einige von Denen, welche ich besitze, leihen?“

„Lesen? woran denken Sie, allerbester Herr Sörensen! wo sollte ich denn Zeit her bekommen, zu lesen, als am Sonntage, und da halte ich mich an meine Bibel und meine Postille; die verleiten nicht zur Abgötterei, das weiß ich, — und wie kann denn irgend etwas Böses darin liegen, daß ich mir hauptsächlich die Stellen merke,

welche mich in meinem beständigen täglichen Treiben beleben und stärken können, und daß ich mich über den Glanz freue, in welchem die Gottes-Leinwand sowohl im Himmel, als auf Erden strahlt, seit den Zeiten der heiligen Propheten und Apostel."

So ungefähr fuhr sie jeden Tag fort, bis sie ihr Mittagsessen genossen und ihren Kaffee getrunken hatte, worauf sie ihr Spinnrad wieder in Gang brachte, nachdem Herr Sörensen Abschied genommen hatte und wieder zu seinen Büchern gegangen war.

An einem Sonntag Nachmittag jedoch hatte er sie überredet, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er hatte mit ihr von ihrem Verlobungstage und ihrer Liebe zu ihrem verstorbenen Manne gesprochen, und in der Stimmung, in welcher sie sich jetzt befand, wollte er ihr „Axel und Walborg" vorlesen; aber er kam nicht weiter, als bis zu der Stelle im dritten Akt, wo das Tuch über den getrennten Liebenden zerschnitten wird.

„Das war ein Tuch von Leinwand," rief da Madame Winther, „ein feines, reines, schimmerndes Leinwandlaken, nicht wahr?" und nun konnte sie an nichts Anderes mehr denken.

So ging es jedes Mal, wenn der besorgte Candidat, welcher wirklich für die ungeheure Einseitigkeit in der Denkungsart der braven Frau fürchtete, mit ihr von an-

dern Dingen sprechen oder ihrer Phantasie eine andere Richtung geben wollte.

Theils um ihrer einseitigen Liebe zur Leinwand entgegen zu arbeiten, theils aus einer gewissen Vorliebe, welche er selber für wollenene Jacken hegte, unternahm er es mitunter, in einem halb ironischen Tone ihr seine Theorie von der weit größeren Wichtigkeit der Wolle für die Welt zu entwickeln, und wollte ihr geschichtlich beweisen, daß nicht allein die so gewöhnlichen Brustkrankheiten hier im Norden, sammt so mancher anderen Gebrechlichkeit, sondern selbst die Ueberfeinerung und das sittliche Verderben durch den Gebrauch der Leinwand in das Land gekommen, da unsre Vorväter, welche wollene Hemden trugen und keine Leinwand kannten, weit größer, stärker, frischer und auf gewisse Weise sittlicher gewesen wären als die jetzige Generation.

Das wollte sie ihm aber durchaus nicht einräumen, sondern ihm aus der Bibel den frühesten Gebrauch der Leinwand in der Welt beweisen, wie sie denn unter Andern die Stelle im 1. Buche der Chronica, Kapitel 4, Vers 21 anführte, wo ja von einer ganzen Freundschaft der Leinweber unter dem Hause Asbna die Rede. Hier aber wurde sie mit großer Gelehrsamkeit von dem Candidaten aus dem Felde geschlagen, der ihr bewies, daß die Arbeit, welcher halber jenes Geschlecht berühmt gewesen, Baumwollenarbeit gewesen sei, und schlauerweise benutzte

er ihr eigenes Citat, um seinen Ruhm der Wolle zu erhöhen, welche er aus Grund des Namens so halb und halb zur Baumwolle rechnete. Seine Besorgniß über das gänzliche Versinken der alten Frau in ihre nur weltliche Beschäftigung war übrigens ernstlich gemeint. Was seine Unruhe noch vermehrte und den Aufenthalt in ihrem Hause ihm fast unheimlich machte, war der Umstand, daß er oft mitten in der Nacht durch einen sonderbaren Lärm in der großen Aufbewahrungskammer, deren Thür mit seinem Bette versperrt war, geweckt wurde. Es kam ihm vor, als wenn dort um Mitternacht oft Schränke auf- und zugemacht würden, während ganze Stunden hindurch Leinwand ein- und ausgepackt würde.

„Jetzt geht Ihr Fleiß und Ihr Eifer doch allzuweit, gute Madame Winther!“ sagte er eines Mittags, „wenn Sie sich der unglücklichen Leinwand wegen nicht einmal die Nachtruhe gönnen.“

„Wie meinen Sie das, allerbester Herr Sörensen? ich gehe jeden Abend um neun Uhr zu Bette und schlafe jeden Morgen bis sechs Uhr. In meinen jungen Tagen saß ich immer schon um Fünf am Spinnrade; aber man wird doch etwas älter mit der Zeit.“

„Ja, so!“ antwortete der Candidat und staunte, „so muß es also das Mädchen gewesen sein, welches während der Nacht in der großen Stube sich mit Ihrer Leinwand und Ihrem Deckzeug beschäftigt.“

„Das Mädchen! Gott helfe mir! die darf nie ihren Fuß dahin setzen, wenn ich nicht selber dabei bin. Das Schloß läßt sich ohne Schlüssel nicht öffnen, und den Schlüssel überliefere ich keiner Mutter Seele; der liegt jede Nacht unter meinem Kopfkissen. Sie müssen wahrhaftig geträumt haben, Herr Sörensen!"

„Ja wohl, ich muß entweder mit offenen Augen träumen oder Sie müssen in Schlaf und Traum seufzen und arbeiten, gute Madame Winther! Diese Nacht aber habe ich nicht geträumt; ich hatte mein Licht noch nicht gelöscht, als der Wächter sang: „Reich' mir die Hand, Erlöser! dann wird die Bürde leicht!" Das ist um Eins, wie Sie wissen. Aber Ihren Gang und selbst die kleinen Seufzer, welche Sie bisweilen unwillkürlich ausstießen, hörte ich deutlich in dem anstoßenden Zimmer, und es waren keine kleinen Lasten von Leinwand, welche Sie aus einem Schranke in den andern trugen, das konnte ich an dem schweren, dumpfen Laut, welchen Sie von sich gaben, deutlich vernehmen."

„Herr mein Gott!" rief Madame Winther und brach in Thränen aus, „Sie hatten doch Recht! meine Seele findet nimmer Frieden vor der Leinwand. Diese Nacht hatte ich eine schwere Arbeit, sie Alle in Gedanken zusammen zu rechnen, je nachdem sie auf jedem Ringe in jedem Schranke lag; ich schlief erst spät ein und muß wohl dasselbe geträumt haben, denn als ich erwachte,

lag ich in eiskaltem Schweiß, und war fast ohnmächtig vor Müdigkeit; aber ich lag in meinem Bett — der Schlüssel befand sich unter meinem Kopfkissen, und meine Schuhe standen, wie gewöhnlich, mit den Hacken nach innen, vor meinem Bett, so wie ich sie immer hinstelle, ehe ich mich zur Ruhe begebe. Gott helfe mir, allerbester Herr Sörensen!" fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort. „Bin ich denn wirklich zu einem Gespenste geworden, noch ehe ich todt bin? — Ich erinnere mich wohl, wie Sie mir ein Mal damit drohten, ich würde nach meinem Tode in meiner Leinwandstube umgehen, weil ich die liebe Leinwand zu meinem Abgott gemacht hätte, denn wo ein Mensch seinen Schatz hat, da ist ja auch sein Herz. Aber, Sie sind ein gelehrter Mann! sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, glauben Sie, daß es möglich ist, daß man auf diese Weise sich an einem andern Orte bemerkbar machen kann, als wo man wirklich selber zugegen ist, und daß man auf solche sündhafte Art die Anwesenheit und die Beschäftigungen seiner Seele zu erkennen geben kann, wo doch nur die unruhig sehnenden Gedanken verweilen?"

Sie sprach dies in einer Art höherer Aufregung, und selbst mit andern Ausdrücken, als sie sonst zu gebrauchen pflegte.

„Nein, wahrhaftig! das glaube ich nicht," antwortete Sörensen und staunte doch etwas, „aber ich glaube, daß Sie im Schlafe wandeln, ohne es zu wissen, und erst

dann erwachen, wenn Sie zurückkommen und wirklich in Ihrem Leinwandzimmer gewesen sind."

„Ach! wenn es doch nur nichts Schlimmeres wäre! Allerbester Herr Sörensen!" bat sie ängstlich, „thun Sie mir die Liebe, den Schlüssel zu meiner Leinwandkammer mit nach Ihrem Zimmer für einige Nächte zu nehmen! Dann weiß ich ja, daß ich nicht hinein kommen kann, und so wird, mit Gottes Hilfe, dieser Spuk bald zu Ende kommen."

Der Candidat that ihr ihren Willen. Drei Nächte hindurch hatte er den großen Schlüssel zum Leinwandzimmer bei sich in der Stube. Damit kein Fremder sich desselben bemächtigen könne, hatte er der Alten versprochen, ihn, so wie sie, unter sein Kopfkissen zu legen.

Die erste Nacht schlief er ruhig und merkte nichts. In der zweiten Nacht erwachte er von demselben Rühren und Treiben im Leinwandzimmer, welches er früher bemerkt hatte. Er griff gleich nach dem Schlüssel unter seinem Kopfkissen und fand diesen an seinem Platze vor. Jenes Geräusch hatte nun auch aufgehört und er meinte, es sei möglicher Weise ein Traum oder eine Reminiscenz dessen, was er früher wirklich um diese Stunde der Nacht gehört hatte. Der Wächter hatte gerade Eins gerufen. Er sprach mit Madame Winther nicht davon; aber in der dritten Nacht zu derselben Zeit glaubte er wieder lange jenes unheimliche Geräusch im Seitenzimmer zu hören. Er blieb mit

geschlossenen Augen stille liegen und lauschte. Endlich hörte jener fatale Lärm auf; aber kurz darauf schien es ihm, als wenn sich sein Kopfkissen unter ihm bewege und er einen gedämpften Seufzer höre. Es war in dieser Nacht Mondenschein, er lag mit dem Gesichte gegen die geschlossene Thür gewandt, um nicht vom Mondenschein gestört zu werden. Nach einigem Bedenken wandte er sich plötzlich um, und sah jetzt eine weiße Gestalt durch die Stube schweben und in der Thür nach der Treppe, auf welche der Schatten vom Wandschranke fiel, verschwinden. Er sah nicht, daß die Thür sich bewegte, aber er glaubte ein leises Klirren am Schlosse zu hören. Er stand auf, um das Ganze zu untersuchen. Der große Schlüssel zur Nebenstube lag wie in der vorigen Nacht unter seinem Kopfkissen — die Thür nach der Treppe war verschlossen. Sein Thürschlüssel hing an seinem bestimmten Nagel am Wandschrank. Eine Möglichkeit war es, daß die weiße Gestalt, welche er zu sehen geglaubt hatte, Madame Winther in ihrem weißen Nachtanzuge gewesen sei, welche in unbewußtem Nachtwandeln in seiner Stube gewesen, wozu sie sich instinctmäßig ihres zweiten Schlüssels zu dieser Stube bedient haben mußte dann aber hätte sie zweimal in dieser Nacht da gewesen sein müssen, ein Mal um den Schlüssel unter seinem Kopfkissen heraus zu ziehen, und das andere Mal um ihn wieder darunter zu stecken; denn daß nur sie und keine An=

dere diese Nacht in der Leinwandstube gewesen war, daran konnte er nicht zweifeln.

Die ganze Begebenheit versetzte ihn doch in eine besondere Stimmung. Am nächsten Tage vermahnte er Madame Winther ernstlich wegen ihrer Abgötterei mit der verdammten Leinwand, wie er es nannte, und beschloß, am folgenden Tage sich eine andere Wohnung zu suchen.

In der letzten Nacht, welche er dort im Hause schlief, erwachte er zu derselben Stunde, zwischen Zwölf und Eins, von demselben geheimnißvollen Geräusch in dem Leinwandzimmer. Das vermeinte Nachtwandeln hatte jetzt eine gewisse spukhafte Gestalt in seiner Phantasie angenommen durch die wiederholte Versicherung der Wirthin, daß kein lebendiger Mensch und sie selber auch nicht auf irgend eine natürliche Weise hinein kommen könne, wenn er selber den großen Schlüssel unter dem Kopfkissen habe und seinen Nebenschlüssel in seiner verschlossenen Thür stecken ließe. Beides hatte er an diesem Abende gethan. Unwillkürlich empfand er jetzt ein ihm bisher unbekanntes Grauen vor einem Naturgeheimnisse, welches er nicht mit seinen Begriffen vereinigen konnte, nach dessen Möglichkeit die Alte ihn aber so ängstlich gefragt hatte. Er fuhr in ängstlicher Unruhe auf und stieß dabei mit dem Ellnbogen an die Thür, welche von seinem

Bette versperrt war und in die Leinwandstube ging. Er glaubte, sie sei verschlossen; dies mußte aber doch nicht der Fall sein — sie sprang ganz auf, und der lange tiefe Leinwandsaal lag, halb vom Mondschein erhellt, vor seinen Augen da. Erschrocken starrte er hinein, sah aber nur Schränke und Tische. Auf allen Tischen lagen große Haufen von Leinwand, und einer der Schränke schien ihm offen zu stehen; es war aber todtenstill und er sah keinen Menschen. Er richtete sich halb im Bette auf, um die Thür anzuziehen und sein Blick fiel dabei auf die am wenigsten vom Mondenlicht erhellte Ecke der Stube. Hier sah er nun plötzlich dieselbe weiße Gestalt, die in der vorigen Nacht durch seine Stube geschwebt war, und er glaubte deutlich das magere, blasse Gesicht seiner Wirthin zu erkennen, nur daß sie noch bleicher wie gewöhnlich war.

Sie stand unbeweglich wie ein Marmorbild und richtete auf ihn die todten starrenden Augen. Er zog schnell die Thür zu und band sie mit seinem Halstuche von innen fest; er legte sich in's Bett zurück, konnte aber nicht schlafen, es kam ihm vor, als höre er wieder ein leises Geräusch da drinnen, welches aber augenblicklich wieder still ward. Der große Schlüssel lag unter seinem Kopfkissen. —

„Sie muß doch eine Nachtwandlerin sein und vielleicht einen Hauptschlüssel zum Leinwandzimmer haben," dachte er, aber das Bild jener Gestalt schien ihm doch zu schat-

tenartig, um ein wirklicher Mensch zu sein, es stand fortwährend ängstigend vor seiner Phantasie und er schloß die ganze Nacht kein Auge.

Ohne die Sache näher zu untersuchen und ohne die brave alte Frau mit weiteren Mittheilungen über sein nächtliches Abenteuer zu beunruhigen, zog er, nach seiner früheren Bestimmung, am nächsten Tage aus dem Hause.

Kurz darauf wurde Candidat Sörensen Landprediger. Im Jahre 1808 hielt er sich einige Tage in Kopenhagen auf und als er eines Tages durch die kleine Kirchenstraße ging, sah er unwillkürlich nach seiner früheren Wohnung. Das graue Haus von Fachwerk war verschwunden, und an seiner Stelle stand ein halbfertiges Haus von Brandmauer, vier Etagen hoch da, aber noch ohne Dach und Fenster. Das alte Haus war im Bombardement 1807 abgebrannt. Er erkundigte sich nach seiner alten Wirthin und suchte sie in ihrer jetzigen Wohnung auf. Er fand sie milde und freundlich, wie immer an ihrem Spinnrade, und — wie es ihm vorkam — mit einem vergnügteren Gesichte als je zuvor. Den alten Gewohnheitsseufzer hatte sie sich jedoch nicht abgewöhnt.

„Ach, willkommen, allerbester Herr Pastor!“ rief sie und hielt ihm die eine Hand entgegen, ohne vom Rade aufzustehen, indem sie ihn bat, auf dem Stuhle an ihrer

Seite Platz zu nehmen. „Gott sei Lob und Dank, daß ich Sie wiedersehe, liebster Herr Sörensen!“ fuhr sie fort. „Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, und nächst dem lieben Gott segne ich Sie jeden Tag. Sie hatten Recht, die Leinwand und die große Stube waren mein Unglück; ich hatte vor ihnen nicht Frieden und Ruhe, und mir war bange, daß ich ihretwegen schon bei lebendigem Leibe als Gespenst herumgehen müsse; da aber sandte unser Herr Gott uns den Engländer, der unsre Flotte nahm und unsre Stadt verbrannte — und das war meine Rettung. Alle meine Leinwand verbrannte, Gott sei Dank! bis auf das, was ich zum täglichen Gebrauch hatte — und jetzt denke ich nicht mehr daran, Leinwand zu sammeln, oder einen Faden dazu zu spinnen.“

Eifrig schnurrte indessen ihr Rad.

„Aber, mein Gott und Vater! Sie sitzen ja noch wie immer am Rade,“ rief Herr Sörensen, „und Sie lassen sich ja kaum Zeit, die Hand vom Faden zu nehmen, um mir sie zu reichen.“

„Allerbester Herr Sörensen! thun Sie doch Ihre gesegneten Augen auf und sehen Sie zu! — ich danke meinem Schöpfer für den Verlust der unglückseligen Leinwand, und ich vergesse Ihre gottesfürchtigen Worte nie — jetzt spinne ich nur Wolle.“

Sie zeigte ihm einen großen Koffer voll Wollen-

garn und eine Menge wollene Jacken, von denen er einige als Geschenk mitnehmen mußte.

Er schüttelte mit ironischem Lächeln den Kopf und rühmte die vortrefflichen Jacken, gab aber die Möglichkeit auf, es in ihrer Bekehrung weiter zu bringen als von der Leinwand — zur Wolle.

IV.

Der Glasschrank.

Von

Bernhard Severin Ingemann.

Der reiche Kaufmann Mr. Seyfert in London war Witwer geworden. Er war ein Sonderling und durchaus nicht beliebt, da er für einen kalten Egoisten und herzlosen Geldmann galt, welcher keine andere menschliche Pflicht kannte, als die pünktliche Erfüllung Dessen, was Recht und Gesetz im Lande war. Er war nur einige dreißig Jahre alt; sein ruhiges, stets unverändertes Gesicht schien wie aus Stein gehauen. Er war ausschließlich Geschäftsmann und behauptete mit einer Art Stolz, daß Alles, was man Phantasie und Gefühl nenne, nur Verschrobenheit und Schwäche sei, welche seiner guten, gesunden Natur fremd geblieben. Seine Ehe war kinderlos

und eben nicht glücklich gewesen. Die verstorbene Frau Seyfert war eine ausgezeichnet schöne Brünette, mit einem heftigen, fast südlichen Temperament. Der Gegensatz zwischen ihrer Leidenschaftlichkeit und der Kälte ihres Mannes hatte oft Veranlassung zu häuslichen Scenen gegeben, welche jedoch immer nur Monologe blieben, da der Mann bei solchen Ausbrüchen stets das gleichgiltigste Schweigen bewahrte. Durch seine Verheirathung hatte sich der Grossirer, welcher zugleich Juwelier war, sein großes Vermögen erworben; es war aber durch den Ehecontract auf das Genaueste bestimmt, daß er, falls seine Frau ohne Leibeserben sterbe, ihr eingebrachtes Vermögen mit Zinsen und Zinseszinsen ihren Verwandten auszahlen müsse, von dem Tage und der Stunde an, da sie begraben worden sei.

Ungeachtet dieser Bestimmung des Ehecontractes verblieb indeß Mr. Seyfert, zum großen Aerger der Familie seiner Frau, im gesetzlichen Besitze des ganzen Vermögens. Er erklärte, er habe seine theure Gattin so hoch geliebt, daß er ihren Leib nicht entbehren könne; — er ließ sie nicht begraben, sondern ließ ihre einbalsamirte und geschminkte Leiche in glänzender Tracht, mit köstlichem Schmucke geziert, in einem Glasschranke in seinem Schlafzimmer, dem Fenster gegenüber, aufstellen, so daß jeder Vorübergehende am Tage und bisweilen auch des Abends bei Mondenschein sie erblicken konnte.

Es kam zur gerichtlichen Verhandlung mit den Verwandten der Verstorbenen; in Folge der wörtlichen Auslegung des Gesetzes aber gewann Mr. Seyfert den Proceß. Er behielt wirklich die Leiche in seiner Schlafkammer. Jeden Abend, wenn er zu Bette ging, zog er nur eine grüne Gardine vor den Glasschrank — und schlief ruhig.

Von dem Augenblicke an aber, daß die Leiche in dem Glasschranke stand, schien das Glück aus dem Hause gewichen zu sein. Es ging mit dem Handel zurück; mehrere kostbare Sendungen mit amerikanischen Schiffen wurden verloren, und wichtige Speculationen mit spanischen Bankobligationen mißlangen. Unter der Dienerschaft des Hauses zeigten sich häufige Krankheiten, und Niemand schien dort leben zu können, als Mr. Seyfert, der eine unerschütterliche Gesundheit besaß; doch trug sein steinernes Gesicht jetzt den Ausdruck eines finstern Trotzes. Der Proceß hatte ihm viel gekostet, und durch eine Reihe unglücklicher Speculationen erlitt er im Laufe eines Jahres so große Verluste, daß er seinen Kredit verlor, und alle Forderungen auf sein Haus mit Einem Male einströmten.

Es war gerade am Jahrestage nach dem Tode seiner Frau, daß er, nach einer Abrechnung mit seinem Buchhalter, seine mißliche Stellung erfuhr, wie er nämlich von einem Millionair an den Bettelstab und in's Schuldgefängniß gebracht sei, wenn er nicht bis zum nächsten

Morgen eine Summe von vierzigtausend Pfund Sterling flüssig machen könne.

Sein Gesicht blieb bei dieser Entdeckung durchaus unverändert. Mit einer kalten, flüchtigen Verbeugung zog er sich in sein Schlafzimmer zurück. In dem Leichenkleide seiner einbalsamirten Frau hatte er Diamanten zum Werthe von fünfzigtausend Pfund angebracht. Zu diesem Schatze wollte er jetzt seine Zuflucht nehmen, und — als er in dieser Nacht ziemlich spät in sein Schlafzimmer ging, zog er nicht, wie gewöhnlich, die Gardine vor dem Glasschranke zu, sondern setzte die Lampe auf den Tisch und öffnete den Schrank, um der Leiche den kostbaren Schmuck, jetzt seine einzige Rettung, zu rauben. In die Augenhöhlen der Leiche hatte er kostbare Saphire setzen lassen; an deren Stelle schienen aber jetzt zu seinem Schrecken, ihn ein Paar matte Glasaugen anzustarren; und die Diamanten, welche er ein ganzes Jahr hindurch jeden Abend gesehen zu haben glaubte, konnte er nicht entdecken. Bei der scharfen Beleuchtung der Lampe kam es ihm vor, als ob die todten Glasaugen plötzlich leuchteten und höhnisch auf ihn blickten — und er trat mit unwillkürlichem Grauen zurück. Der Gedanke an einen untreuen Diener, welchen er desselben Tages fortgejagt hatte und der die Leiche geplündert haben könne, mischte sich mit einer plötzlichen Furcht vor der Todten — ein Gefühl, von dem er bisher frei gewesen zu sein schien. Die Vorstellung

des unersetzlichen Verlustes, welcher ihn am nächsten Morgen in's Schuldgefängniß bringen mußte, überwand sein Grauen vor der Todten. Mit einer fast krampfhaften Kraftanstrengung riß er die Leiche aus dem Glasschranke, um sie bei der Lampe zu untersuchen und seinem Schatze nachzuspüren; aber je mehr er sich mit der Leiche beschäftigte, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken. Jedes wahre und ergreifende Wort, welches seine unglückliche Frau ihm gesagt und welches er eiskalt, ohne zu antworten, an sich hatte vorübergehen lassen, tönte jetzt als schneidender Vorwurf mit der Stimme der Gestorbenen in seine Seele hinein; er glaubte diese Stimme wirklich zu hören, es schien ihm, als bewegten die blauen Lippen der Todten sich. Der Frevel in seiner heuchlerischen und betrügerischen Behandlung der Leiche, wodurch er ihre Verwandten betrog und ihr den Frieden des Grabes raubte, welchen die meisten Menschen so hoch schätzen, schien zum ersten Male Gestalt in seinem Bewußtsein zu gewinnen.

„Ja, Du hast Recht," murmelte er, „ich hatte kein Menschenherz — ich hatte ein Herz von Stein — ich war ein Ungeheuer — ich liebte nichts, als mich selbst und Deine Reichthümer — aber wo bist Du? — wo sind die Diamanten, mit denen ich Dich im Tode schmücken ließ? — Den Glanz und die Ehre gönnte ich Dir doch — Du solltest da stehen, als Pfand meines Glückes —

ha, das hast Du mit Dir genommen in die verdammte Geisterwelt, womit Du mir schon früher gedroht hast — und die Diamanten nahmst Du auch mit! — nein, die hat Dir ein Dieb gestohlen — warum schrecktest Du ihn nicht zurück mit Deinen Feueraugen? — warum flüstertest Du nicht ihm, wie mir jetzt, etwas von der ewigen Verdammniß in's Ohr? — ha, schweige, schweig! — laß mich los! — Du erstickst mich!"

Es war ihm, als ob die Todte ihre Arme um seinen Hals schlinge und furchtbar lache. Er stürzte ohne Bewußtsein zu Boden — die Leiche fiel über ihn her. In dieser Lage fand man ihn am Morgen noch lebend, aber — wahnsinnig. Der Verlust seines Schatzes und sein Entsetzen vor der Todten waren ein und zwanzig Jahre hindurch sein einziger Gedanke. Die nächtliche Scene mit der Leiche, bei welcher Niemand zugegen gewesen war, wiederholte er beständig in seinem Wahnsinne. Dadurch erst erfuhr man, was geschehen war und was er in dieser furchtbaren Nacht mit der Leiche erlebt zu haben glaubte. Die Diamanten wurden nie gefunden. Der Millionair, Mr. Seyfert, starb als Armenmitglied eines Hospitals für Wahnsinnige in London.

V.

Die Wächterfamilie.

Eines Abends saß Major Selman, welcher neulich sich ein Gut auf Seeland gekauft hatte, in einer Gesellschaft musikalischer Freunde in Kopenhagen, wo er an der Ausführung von Quartetten und vierstimmigen Gesängen Theil nahm. Man war spät zu Tische gegangen und die Zeit verstrich schnell unter der munteren Unterhaltung. Der Wächter rief und sang Eins. Der Major stand auf, um sich nach seinem Logis im Hotel zu begeben, blieb aber stehen und lauschte.

„Das ist ja ein Prachtkerl von Wächter, den Ihr hier in der Straße habt!“ — rief er — „welche Kraft in dem tiefen Basse, wie eine Posaune des jüngsten Gerichts!“ —

„Es ist auch ein Riesenkerl,“ — antwortete der

Wirth der musikalischen Gesellschaft, der junge Doctor Halten — „er nimmt zwei rasende Saufbrüder mit einem Mal in seine Arme und stößt den Dritten zugleich in die Gosse, und das mit derselben Ruhe, wie ich meine Cigarre anzünde und den Spucknapf zum Sopha schiebe; — das habe ich gestern Abend gesehn."

„Das begreife ich aber nicht," sagte ein Anderer aus der Gesellschaft, „unser Wächter hier in der Straße ist ja ein kleines, niedliches Männchen, mit einer feinen, aber sehr hübschen Stimme; er schließt mir oft die Pforte auf, wenn ich spät zu Hause komme und meinen Hausthürschlüssel vergessen habe; vor Eins komme ich ja nie, und ich habe ihn oft mit Vergnügen Zwei und Drei rufen hören."

„Das muß also ein Anderer gewesen sein," meinte der Major, „den Kerl aber, der eben gesungen hat, den mag ich. Solchen Burgwächter wünschte ich mir auf meinem mittelalterlichen Gute, welches ich eben gekauft habe. Die hübsche Sitte bei Euch, daß der Wächter zu jeder Stunde einen besonderen Vers singt, gefällt mir, nur müssen die Verse gedämpft und rein gesungen und nicht, wie gewöhnlich, gebrüllt werden. Die Musik ist im Grunde vortrefflich. Doch da liegen sie ja, vierstimmig ausgesetzt. — Laßt uns sie singen!"

Der Gesang begann von Neuem und man merkte nicht, wie spät es war, bis der Wächter Zwei rief.

„Jetzt soll es aber Ernst sein — gute Nacht!" — brach der Major ab und ergriff seinen Hut, blieb aber wieder staunend stehen, als der Wächter seinen Vers zu singen begann. Das war nicht mehr jene tiefe Baßstimme, es war eine etwas schwache, aber schöne, fast weibliche Altstimme, mit außerordentlichem Ausdruck, und der Gesang wurde durchaus richtig vorgetragen, so wie er eben von den musikalischen Freunden nach Noten ausgeführt worden war.

„Entweder habt Ihr einen Hexenmeister zum Wächter hier," rief der Major, „oder Euer Riesenkerl hat seinen Posten mit einem geübten Opernsänger vertauscht."

In demselben Augenblicke erscholl das gellende Pfeifen des Wächters auf der Gasse.

„Da giebt es Lärm!" — sagte der Major, — „Nun, gute Nacht, Freunde! Den Spaß kann ich noch mit auf den Weg nehmen."

„Wir gehen mit Dir zum Hotel," sagten die Andern, und einen Augenblick darauf standen sie Alle auf der Gasse. Der Lärm war gerade vor dem Hause; es war ein Haufe wilder Saufbrüder, welche den alten trunkenen Witz wiederholten, die Schilde zu verwechseln und die Leuchten zu zerschlagen. Der Wächter pfiff noch, hielt aber plötzlich inne; er war von den wilden Menschen umringt und angegriffen.

„Reißt ihm die Piccoloflöte aus dem Maul!" —

rief der Eine. „Schlagt ihn auf den Kopf, den Hund!“ schrie ein Anderer — „Hängt ihn an den Laternenpfahl!“ brüllten Viele.

Ehe der Major und seine Freunde dem überwältigten Wächter zu Hilfe kommen konnten, hörten sie einen dumpfen Schlag, und der Wächter lag unter den Füßen der rasenden Menschen auf dem Steinpflaster.

„Tod und Hölle, der ist mausetodt!“ schrie Einer, „fort mit Euch, Kameraden! — Es kommen nüchterne Leute!“ — In einem Augenblicke waren die wilden Schwärmer nach allen Seiten zerstoben. Der Wächter lag still auf der Gasse und schwamm in seinem Blute.

Indessen waren mehrere Wächter herbei gekommen, und man wollte den Unglücklichen nach der nächsten Badstube bringen.

„Nein — hinein zu mir — hier in's Haus! — ich bin Arzt,“ — sagte Doctor Halten, der gleich herbeigeeilt war und die Hand des gefallenen Wächters ergriffen hatte. „Ich werde gleich für ihn sorgen und ihn verbinden; er ist nicht todt — sein Puls schlägt noch.“

„Aber was ist denn das?“ — murmelte Einer der Wächter — „das ist ja nicht der starke Hans Jörgen!“

„Stille, schweig!“ sagte ein Anderer, „das will ich Dir schon nachher erklären.“

Bei der Untersuchung der Wunde des Wächters fand es sich gleich, daß der heftige Schlag, den er erhalten

hatte, mehr betäubend, als gefährlich gewesen war; man sah aber zugleich, daß es keineswegs ein Riesenkerl von Wächter war, sondern ein feingebautes und schönes Weib mit einer reichen, glänzend schwarzen Haarfülle, die kaum unter der Wächterkappe sich bergen konnte. Der lange Wächterkittel hing wie ein Sack um sie her und war unten fast eine halbe Elle aufgeheftet.

Sobald sie die prächtigen schwarzen Augen aufschlug und sich unter lauter fremden Menschen und unter der Behandlung des Arztes sah, schien sie gleich zu merken, daß ihr Geschlecht verrathen, da man ihr Kopf und Hals entblößt hatte, um das Blut abzutrocknen. Sie brach in heftiges Weinen aus und bat, daß man es um Gottes willen doch nicht angeben möge. Sie gestand, daß sie die Frau des starken Hans Jörgen sei, und daß sie in dem letzten halben Jahre, seitdem ihr Mann das Fieber gehabt, unbemerkt jede Nacht von Zwei an, wo es ruhig auf der Gasse zu sein pflege, für ihn den Wächterdienst verrichtet habe, damit er die halbe Nacht schlafen und Kräfte sammeln könne, um den ganzen Tag Holz zu hauen, womit er hauptsächlich sie und die Kleinen ernähre; denn der Wächterlohn allein reiche dazu bei Weitem nicht hin. Wenn sie selber die halbe Nacht geschlafen habe, so könne sie es sehr gut aushalten, den größten Theil des Tages an der Waschbaille zu stehn und dadurch etwas zur Hilfe zu verdienen. —

Die einfach rührende Weise, auf welche sie ihr Verhältniß zu Mann nnd Kindern erzählte, und die Schamhaftigkeit und Würde, mit welcher sie ihre Brust verhüllte und jeden unbescheidenen Blick zurückwies, erweckten allgemeine Theilnahme. Ihr ganzes Wesen und Betragen schien auch weit über ihren Stand zu sein, und aus der Tasche des großen Wächterkittels war ein Band von Racine in der Originalsprache und ein Heft Noten gefallen. Es war eben die neulich herausgekommene harmonische Behandlung des Wächtergesanges. Ihr Organ war außerordentlich hübsch und gebildet, doch war der Accent etwas fremd und verrieth, daß sie nicht in Dänemark geboren. Auf eine Frage deshalb gestand sie, daß sie eine Französin von Geburt und 1818 ihrem Manne mit den dänischen Contingent-Truppen gefolgt sei. Er war nur Corporal bei einem Reiterregiment, einer ausgezeichnet muthigen That wegen aber zum Offizier ernannt. Diese Ehre aber hatte er ablehnen müssen; denn als Offizier konnte er nicht Pferde striegeln und Holz hauen, und seine Frau nicht für die Leute waschen, und ohne das reichte die Gage nicht zu. Sie hatten fünf Jahre in Odense gewohnt, nachdem die Dienstzeit Hans Jörgens verlaufen war. Jetzt war er zwei Jahre Wächter in Kopenhagen gewesen. In den ersten anderthalb Jahren hatten sie hier viel von Krankheit und Mangel gelitten; seitdem sie aber mit dem Wächterposten wechselten, ging

es gut, sowohl mit der Gesundheit, wie mit der Arbeit, und sie würden sehr glücklich sein, wenn es so bleiben könne; würde aber jetzt Rapport über das, was in der letzten Nacht geschehen, abgestattet — und der Mann erhielte seinen Abschied, weil er seine Frau in den Morgenstunden den Dienst habe besorgen lassen — dann wären sie brotlos und sehr unglücklich.

„Seit ohne Sorgen, wackere junge Frau!" sagte der Major, „davor soll schon Rath werden!"

Sie bemerkte jetzt erst den Major und heftete ihre schwarzen Augen auf ihn, ohne zu verstehen, was er meinte.

Inzwischen wurde gemeldet, daß die Kutsche, welche der Doctor bestellt hatte, vor der Thür halte. Die Wächterfrau war verbunden und der Doctor wollte sie selber in ihre Wohnung bringen, der Major begleitete sie. Der Wagen rollte fort und hielt, wie befohlen, bei einem Keller in der Lavendelstraße. Dort wohnte der starke Hans Jörgen. Als der Wagen vor der Thür des Kellers anhielt, war er von seinem Lager aufgesprungen, wo er, ganz angezogen, geschlummert hatte. Er öffnete die Kellerthür und stand todtbleich im Lichterscheine da, als er seine Frau mit verbundenem Kopfe erblickte, wie zwei fremde Herren ihr in dem großen Wächterkittel aus dem Wagen halfen.

„O, du mein Gott und Herr!" rief er aus, „habe

ich mir es nicht immer gedacht, es werde ein solches Ende nehmen! — Bist Du stark verwundet? Arme Jeannette! — Wissen diese Herren — —"

„Sie ist außer Gefahr, und wir wissen Alles," — sagte der Doctor, ehe die Frau zu Worte kommen konnte, während sie von ihm und dem bekümmerten Manne in die niedrige Kellerstube geführt wurde.

So wie Hans Jörgen ein paar beruhigende Worte nebst einem kurzen Bericht dessen, was vorgefallen, von seiner Frau gehört und sie zur Ruhe gebracht hatte, trat er vor den Doctor hin und sagte:

„Dank, Herr Doctor! ich bin Ihnen sehr verschuldet — wenn es, wie Sie sagen, mit Jeannetten keine Gefahr hat. — Diesen Morgen werde ich selber Alles in meinem Rapporte berichten — dann erhalte ich meinen Abschied. Das ist in der Ordnung. — Es ist nur verdiente Strafe. — Das Schlimmste ist, daß die Leute sagen werden: Der starke Hans Jörgen war ein Schlingel — er ließ seine arme, kleine Frau wachen und auf ihrem Posten mißhandeln, während er ruhig auf seinem Bette lag und schlief. — Gott weiß es, daß ich nur schlecht geschlafen habe, und daß mir der Schlaf oft mehr schadete, als mich erquickte, denn ich that Unrecht, und ich wurde von Angst wegen Jeannettens gequält. Aber, Gott sei Dank, das ist jetzt vorüber — wird sie nur wieder gesund, so soll sie nie wieder für mich wachen; son-

dern ich will Nacht und Tag arbeiten, um ihr und den Kindern Brot zu schaffen."

„Seit guten Muthes, Hans Jörgen!" sagte der Doctor, „es geht vielleicht nicht so strenge zu, wie Ihr glaubt, und Ihr bleibt vielleicht in Eurem Dienst."

„Nein, Herr Doctor, das werde ich nie verlangen — ich weiß sehr wohl, daß mit einem solchen Wächter Niemandem gedient sein kann."

„Ich glaube doch fast, daß mir mit Dir gedient wäre," nahm jetzt der Major das Wort. „Hättest Du wohl Lust, Burgwächter auf meinem Gute zu werden, wenn so für Dich gesorgt würde, daß Du mit Frau und Kindern leben könntest, ohne über Deine Kräfte zu arbeiten und zu wachen?"

Der starke Hans Jörgen riß die Augen auf, als ob er ein Evangelium vom Himmel höre, und staunte, stumm vor Verwunderung, den fremden Herrn an.

„Ich besuche Dich, ehe ich nach Hause reise; dann wollen wir weiter darüber sprechen," fügte der Major hinzu, und verließ mit dem Doctor den Keller.

Vierzehn Tage darauf war der starke Hans Jörgen Burgwächter auf dem Edelhofe des Majors und bewohnte mit seiner Familie eine kleine Gelegenheit im Hinterhofe.

Die wackere junge Frau war vollkommen wiederhergestellt. Es war eine Freude, sie unter ihren Kindern zu sehn, und oft hörte man, wie sie mit ihrer reinen, klaren Altstimme ihnen vorsang. Der starke Hans Jörgen verwaltete ordentlich seinen Dienst, und sie schienen sich in ihrer neuen Stellung sehr glücklich zu fühlen. Doch bemerkte man wohl, daß ihnen bisweilen Etwas schwer auf dem Herzen lag; sie äußerten sich aber nie darüber, und wichen jeder Frage deshalb sorgfältig aus.

Der Major entdeckte bald, daß der starke Hans Jörgen noch zu vielen anderen Dingen, als zum Burgwächter gebraucht werden könne. Er schrieb und rechnete gut und las gern, auch Bücher in fremden Sprachen, mitunter selbst französisch mit seiner Frau, welche ihre Muttersprache nicht vergessen hatte, und nach und nach eine Bildung verrieth, welche sich gewöhnlich nur bei den höheren Ständen findet. — Hans Jörgen war ein tüchtiger Schütze und verstand etwas vom Forstwesen. Deshalb vertauschte er bald, auf Anerbieten des Majors, seinen Burgwächterdienst mit einer guten Holzvoigtstelle auf dem Gute, wodurch er eine niedliche Wohnung mitten im Walde an einem kleinen Landsee erhielt. Später kamen er und seine Frau häufig auf den Hof; und obgleich sie sich beständig in den Schranken hielten, welche ihr Stand und ihre Stellung ihnen vorschrieben, schienen

doch der Holzvoigt und seine Frau bald gleichsam zur Familie zu gehören.

Eines Tages kam ein Pferdehändler auf den Hof, welcher unter mehreren guten Pferden ein großes und starkes, aber ziemlich altes Pferd in der Koppel hatte, welches er um geringen Preis feil bot. Als Hans Jörgen die Pferde besah, um sich auf des Majors Befehl, eines zum Gebrauch in der Waldung auszusuchen, wieherte das alte Pferd und sprang ihm entgegen, und der Major sah mit Verwunderung, daß der riesenstarke Mann die Arme um den Hals des Pferdes zusammenschlug und wie ein Kind weinte.

„Was ist Dir?“ fragte der Major.

„Nichts, lieber Herr! Darf ich aber ein Pferd für mich kaufen, so lassen Sie es dieses sein! Es ist früher Reiterpferd gewesen — es war mit mir in Frankreich — und auf ihm habe ich Jeannetten ihrer Heimath entführt.“

Der Major gewährte ihm gern diesen Wunsch, und es war ein Festtag im Hause des Holzvoigts, als der starke Hans Jörgen vor dem offenen Fenster vom Pferde sprang, Jeannette mit einem Freudenschrei den alten Reisegefährten wieder erkannte, und sein schwarzes Maul durch das Fenster klopfte.

Als der Major und seine Gemahlin sie einst unerwartet in der Holzvoigtwohnung besuchten, waren sie überrascht, als sie sahen, wie Mann und Frau das alte

Reiterpferd vor dem Hause auf und nieder führten, während sie mit der einen Hand das Pferd klopften und mit der andern die beiden Kinder festhielten, welche jubelnd auf dem Rücken desselben saßen. Die Eltern lachten und weinten während dieses Spiels, waren aber sehr beschämt, als sie von dem Major und seiner Frau überrascht wurden.

„Wir sind Kinder mit den Kindern geworden und mit diesem alten Kameraden“ — sagte Hans Jörgen — „er kam so unerwartet zu uns und erinnerte uns an alte Zeiten. Jetzt haben wir Lust bekommen, mit den Kindern nach Frankreich zu reisen — das versteht sich, Herr Major! — Frankreich ist dort bei der Gehegepforte, und so lehren wir auch die Kinder „Gottes Segen“ auf französisch dem Großvater zurufen.“

„So lebt Dein Vater noch?“ sagte die Majorin zu der kleinen Holzvoigt-Frau, „Du schreibst wohl recht oft an ihn?“

„Ach, es sind zehn Jahre, seitdem wir kein Wort von ihm gehört haben“ — seufzte Jeannette und brach in Thränen aus.

Um ihre Betrübniß nicht noch zu vergrößern, brach man diese Unterhaltung ab.

An einem Frühlingsabende kamen der Major und seine Gemahlin in ihrem leichten Jagdwagen an der Holzvoigtwohnung vorüber und sahen durch das offene Fenster, daß Licht unter einem Kranze von jungem Buchenlaube unter der Decke glänzte, als ob ein Fest begangen würde. Niemand hatte bemerkt, daß sie anhielten und abstiegen, und, als sie eintraten, sahen sie Hans Jörgen an dem festlich geschmückten Tische, mit allen Kindern um sich her; ihm zur Seite saß eine hübsche, fremde Dame; als sie aber genauer zusahen, war es Jeannette, welche sich mit einem geschmackvollen seidenen Anzuge herausgeputzt hatte. Sie lief beschämt hinaus und kam gleich darauf wieder in ihrer ländlichen Tracht zurück.

„Es ist heute ein Hochzeittag, Herr Major!" sagte Hans Jörgen, und verbarg seine Bewegung, „da pflegt Jeannette mir immer das Vergnügen zu machen, sich auf französische Weise zu kleiden. — Es ist eine Grille von mir, und sie fügt sich aus alter Liebe darein."

Der Major und seine Gemahlin blieben etwas bei ihnen und nahmen Theil an dem kleinen Familienfeste. Die Kinder jubelten, besonders als sie Erlaubniß erhielten, das alte Pferd zu rufen, welches gleich darauf den Kopf in das Fenster steckte und Brot aus ihren kleinen Händen bekam. Alle waren froh an diesem Abende, aber die Freude der Eltern war mit einer wehmüthigen

Bewegung gemischt, welche sie vergebens zu verbergen suchten. —

Im Herbst des dritten Jahres, nachdem der starke Hans Jörgen Holzvoigt bei dem Major geworden war, hatte dieser eine große Jagdpartie für seine Freunde aus der Hauptstadt und der Umgegend veranstaltet. Unter einigen fremden Herren, mit denen der Major auf einer Badereise Bekanntschaft gemacht hatte, und die ihn jetzt, ihrem Versprechen gemäß, auf seinem Gute besuchten, um an dieser Jagdpartie Theil zu nehmen, war der Besitzer einer Kohlengrube in Flandern, Chevalier Tournay. Es war ein schon ältlicher Mann, mit einem finstern, durchfurchten Kriegergesichte und einer großen Narbe über der Stirn; er trug eine Art Uniformsüberrock und ein Band im Knopfloch. Gewöhnlich hatte er etwas Abstoßendes in seinem stolzen Blick und seinem strengen, finstern Wesen; es lag aber eine Kraft und Bestimmtheit in seinem ganzen Benehmen, welche imponirten. Er schien gegen sechzig Jahr alt zu sein; seine Haare und sein Bart waren grau; seine Bewegungen aber rasch und lebhaft, und er war ein verwegener und unermüdeter Jäger. Er setzte im Galopp über Gräben und Zäune und saß im Sattel wie angegossen. Er sprach deutsch und französisch, mischte aber beide Sprachen wunderlich untereinander. Er hatte

sich als Freiwilliger zum Chef eines Corps reitender Jäger während der drei letzten Feldzüge Napoleons hinaufgedient und den Zug nach Rußland mitgemacht. Er sprach unterhaltend von seinen Erfahrungen, ohne jedoch seine eigenen Verdienste hervorzuheben. Wenn Jemand ihn fragte, in welcher Schlacht er die tiefe Narbe über der Stirn bekommen habe, so brach er plötzlich die Unterredung ab. Er war dem großen Kaiser ergeben gewesen und hatte zu denen gehört, welche den Abschied am Schmerzlichsten fühlten, als Napoleon den Kaiserthron aufgab und nach Elba ging. Als aber der entthronte Kaiser seinen Entsagungseid brach und in den hundert Tagen zurückkam, hatte dieser feine, bürgerliche Chevalier, wie er sich mit einem gewissen Stolze zu nennen pflegte, die allgemeine Begeisterung für den Helden der hundert Tage nicht theilen können; er grämte sich über das gebrochene Kaiserwort und verhielt sich ruhig auf der Kohlengrube, welche er an der belgischen Grenze als Eigenthum besaß. Er sprach immer mit kalter Achtung von den Bourbons; wenn aber Napoleons Name genannt wurde, so leuchtete ein seltsames Feuer aus seinen tiefliegenden, schwarzen Augen — seine hohe, gefurchte Stirn wurde noch höher, und seine Hand berührte unwillkürlich den kleinen Streifen Seidenband in seinem Knopfloche. Napoleon selber hatte ihm auf dem Wahlplatze das Kreuz der Ehrenlegion gegeben. Trotz seines Alters sang er

noch mit Leben und Begeisterung; vorzüglich gern sang er Bertrands Abschied an den großen Kaiser, und dann leuchtete das Feuer in seinen schwarzen Augen unter Wasser. —

Seit 1819 hatte sich Chevalier Tournay meistens in Flandern aufgehalten und war viel in Deutschland und in Dänemark umhergereis't. Er sprach schon ziemlich gut dänisch; wenn er aber nicht gleich verstanden wurde, verriethen seine Mienen eine so wilde, aufbrausende Heftigkeit, daß es schien, als könne er eine Gewaltthätigkeit gegen Jeden begehen, der ihn nur um seine Meinung fragen würde. Für diesen alten, barschen Krieger hatte der Major ein besonderes Interesse gefaßt und fühlte sich mächtig von seiner Persönlichkeit angezogen.

Eines Tages, als die Jagd im Walde des Majors gerade am Besten im Gange, und der alte Ritter der Ehrenlegion recht in Eifer gekommen war, hielt er plötzlich sein Jagdpferd an und staunte, indem er mit scharfem Blicke den starken Hans Jörgen anstarrte, welcher als Schütze der Jagdgesellschaft auf seinem Reiterpferde folgte, und eben jetzt eine Gitterthür geöffnet hatte, durch welche man reiten mußte.

„Ist der Jäger mit in Frankreich gewesen?“ — fragte der alte Krieger mit finsterem Blick und wechselte die Farbe.

Der Major, welcher nur die Frage gehört hatte,

ohne die plötzliche Veränderung in den Mienen des Alten zu bemerken, antwortete in munterm Tone, daß sein Holzvoigt in den Jahren 1817 und 1818 mit den dänischen Contingenttruppen in Frankreich gewesen sei, und sich von da eine Frau mitgebracht habe, welche wie ein Engel sänge und sogar als Wächter in Kopenhagen fungirt habe; worauf er in der Kürze und mit herzlicher Theilnahme ihm ihre Geschichte während der Wächterzeit ihres Mannes erzählte.

Der fremde Herr hörte ihm mit der größten Spannung zu.

„Wie heißt seine Frau?" fragte er mit angehaltenem Athem.

„Jeannette" — antwortete der Major und zeigte mit einem munteren Nicken auf den See. — „Sie lebt höchst glücklich mit ihm und ist eine vortreffliche Mutter. Sie haben sieben allerliebste Kinder; dort wohnen sie." — Mit diesen Worten zeigte der Major auf die Holzvoigtwohnung mit dem Hopfengarten an dem kleinen Landsee, an welcher sie jetzt eben vorüber ritten.

Der fremde Herr hielt sein Pferd mit einem plötzlichen Zuge an; in demselben Augenblicke war er hinunter und stürzte wie rasend in das Haus. Als der Major und Einige aus der Gesellschaft ihm dahin nachfolgten, fanden sie den alten Herrn halb ohnmächtig auf einem Stuhle. Die kleine Holzvoigtfrau lag in Thränen schwim-

mend zu seinen Füßen und umfaßte seine zitternden Kniee. Die Bauernhaube war ihr vom Kopfe gefallen, und die langen, rabenschwarzen Locken rollten in reicher Fülle ihr bis zu den Füßen herab.

Jeannette war seine Tochter. — Seit ihrem zweiten Jahre war sie in der Familie ihrer verstorbenen Mutter erzogen und erst in das Haus ihres Vaters gekommen, nachdem dieser die Kriegsdienste verlassen hatte. Hans Jörgen hatte 1818 als Corporal auf der Kohlengrube des Chevalier Tournay in der Nähe der belgischen Grenze im Quartier gelegen. Trotz seiner untergeordneten Stellung hatte der junge Mann, welcher sich hübsch kleidete und etwas mehr als gewöhnliche Bildung besaß, alle Herzen eingenommen. Vom Vater war er freundlich behandelt, und durch seine hübsche, kräftige Baßstimme ein willkommener Theilnehmer an den täglichen Gesangübungen geworden — und die Tochter hatte sich heimlich in ihn verliebt. Ihre Gefühle für einander waren gegenseitig; aber Keines von ihnen hatte sie mit einem Worte verrathen. Erst beim Abschiede, als Hans Jörgen in der Allee bei seinem gesattelten Pferde stand und mit einer Abtheilung des Contingentcorps für immer aus dem Lande ziehen sollte, hatte die gegenseitige Liebe der beiden jungen Menschen in einer leidenschaftlichen Umarmung sich Luft gemacht. Der stolze und heftige Ritter der Ehrenlegion hatte es gesehen und war rasend geworden.

Mit gezogenem Säbel war er auf die Tochter zugestürzt; aber der starke Hans Jörgen hatte ihr das Leben gerettet durch einen Griff um den Arm des Vaters, wodurch der drohende Säbel zurückgefahren war und seinem Herrn die ganze Stirn durchschnitten hatte. In demselben Augenblicke hatte Hans Jörgen Jeannetten vor sich auf den Sattel geschwungen und seinem starken, jütischen Pferde die Sporen gegeben. Er wurde schnell und heftig von dem blutenden Chevalier und drei Grubenarbeitern verfolgt. Es war ein Wettrennen auf Leben und Tod; aber das graue Pferd blieb Sieger. Ehe die Verfolger sie erreichen konnten, waren sie über der belgischen Grenze in Sicherheit. Noch denselben Abend ließ Hans Jörgen sich von einem reisenden protestantischen Prediger mit Jeannetten trauen. Alles, was sie später von Jeannettens Vater gehört hatten, war, daß er sechs Wochen an seinen Wunden und einem Sturz mit dem Pferde, dicht an der Gränze, als er sie verfolgte, krank gelegen habe. Er wurde vollkommen geheilt, aber an Vergebung und Versöhnung war nicht zu denken.

Der alte Chevalier Tournay lag noch halb ohnmächtig auf dem Stuhle in der Holzvoigtwohnung, mit der weinenden Tochter zu seinen Füßen. Sein Gesicht war todtenbleich und seine Augen starrten ohne Sehkraft auf die Tochter. Da trat Hans Jörgen in die Stube, eben so bleich wie der Alte; er kniete schweigend an

Jeannettens Seite nieder und beugte den Kopf, während er seinen blanken Reiterpallasch zu den Füßen des alten Herrn legte. Alle sieben Kinder versammelten sich um die Gruppe und sahen neugierig auf den fremden Mann, welcher sie Alle unbeweglich anstarrte.

„Es ist Großvater" — flüsterte Hans Jörgen, indem er eines der kleinsten Kinder bei der Hand ergriff, „bittet ihn, Eurem Vater und Eurer Mutter zu vergeben, wir haben ihm großen, großen Kummer gemacht."

„Pardon, Pardon für Vater und Mutter! sie werden es niemals wieder thun" — sagte das kleinste von den Mädchen auf Französisch und küßte die Hand des fremden Herrn.

Jetzt erst schienen seine Augen die Sehkraft wieder zu bekommen, indem er seinen Blick auf die hübschen Kinder um sich her richtete, und die bittenden Worte in seiner Muttersprache von seiner jüngsten Enkelin hörte. Das Blut kehrte in seine Wangen zurück; ein Thränenstrom stürzte über sein gefurchtes Gesicht. „Pardon, Pardon!" rief er, indem er aufsprang und sie Alle umarmte und segnete. Die Freude in der Holzvoigtwohnung war über alle Beschreibung groß.

Chevalier Tournay blieb einen ganzen Monat bei dem Major und ging täglich nach der Holzvoigtwohnung, wo Freude und Glückseligkeit jetzt recht zu Hause waren. Er kaufte sich in Kopenhagen an und besuchte jeden

Sommer Tochter und Schwiegersohn, welche in der Zukunft glücklich im Waldhause lebten, wo sie zur Erinnerung an die Vergangenheit den lieben Wächterornat, welcher so bedeutend in ihr Leben eingegriffen, unter Glas und Rahmen an der Wand hängen hatten. Wenn die Kinder ihr Abendbrot bekamen, steckte gewöhnlich der alte Grauschimmel seinen Kopf durch das Fenster und verlangte seinen Antheil aus ihren dankbaren Händen. Sie wußten nämlich aus den Aeußerungen ihres Vaters, daß ohne ihn schwerlich Eines von ihnen auf der Welt sein würde, und daß ihr Vater und ihre Mutter auf ihm zur Hochzeit geritten wären.

VI.

Der Buchdruckergehülfe.

Nach einer Feuersbrunst in Paris ward durch die Brandverhöre und die Untersuchungen der Polizei ermittelt, daß das Feuer, welches in einer der größten Buchdruckereien der Stadt ausgebrochen war, von einem Buchdruckergehülfen, Pierre Martin, müsse angelegt worden sein. Er selber wäre fast in den Flammen umgekommen, wurde aber gerettet, und halb verbrannt und in sinnverwirrtem Zustande in das nächste Hospital gebracht.

Dem Berichte der übrigen Gehülfen zufolge, war dieser junge Mann, Pierre Martin aus Toulon, ein besonders tüchtiger Arbeiter und der rascheste Mensch von der Welt gewesen. Er hatte die Aufsicht über den Druck der ersten kostbaren Stereotyp-Ausgabe von Voltaire's Werken. Während dieser Arbeit wurde er leidenschaftlich

für den Verfasser eingenommen und blieb oft bis tief in die Nacht hinein in der Druckerei, in Voltaire's Schriften vertieft. Sie schienen jedoch eine gefährliche und demoralisirende Wirkung auf ihn auszuüben. Er war ein verzweifelter Atheist geworden und hatte während des letzten halben Jahres sich durch den Umgang mit schlechten Frauenzimmern gänzlich zu Grunde gerichtet. In dem schlaffen und entnervten Zustande, in welchen dies Leben ihn versetzt hatte, wurde er bisweilen von Zweifeln überfallen, wo ihm dann — trotz seines Zweifelns von Gott und Unsterblichkeit — doch vor der Möglichkeit des Daseins einer höheren Welt graute, während er seinen Lieblingsschriftsteller verfluchte, dessen Lectüre ihn aber doch immer wieder auf's Neue mit unwiderstehlicher Gewalt hinriß. Die neue, prächtige Stereotyp-Ausgabe von Voltaire war mit sinnreichen, aber leichtfertigen Kupfern zur Pucelle und mit dem Portrait des Verfassers geziert. Auf diese Bilder und auf das Portrait konnte Pierre Martin oft ganze Stunden hinstarren, wenn er in der Nacht in der Druckerei saß, wo die Gehülfen in der letzten Zeit bis Mitternacht hatten arbeiten müssen. In einer Nacht hatte Pierre Martin die Aufmerksamkeit der Andern plötzlich durch ein sonderbares Stöhnen erregt, wie wenn sich Jemand im Traume anstrengt, um zu sprechen und keine Worte hervorbringen kann. Er stand mit dem Rücken gegen das Licht gewandt, bei welchem er ge-

lesen hatte, mit allen Zeichen der Verzweiflung, während er mit Jemandem sprechen zu wollen schien, den sonst Niemand sehen oder hören konnte. Bald darauf sank er in einem beinahe ohnmächtigen Zustande auf die Bank zurück. Sie brachten mit Mühe aus ihm heraus, daß er, wenn er in der Nacht auf dieser Stelle im Voltaire gelesen und bisweilen laut über seinen Witz gelacht, oder die Bilder im Buche betrachtet habe, es oft dicht hinter sich habe seufzen hören, er hätte aber nie entdecken können, woher dieses Seufzen komme. Jetzt habe er sich bei einem solchen Seufzen plötzlich umgewandt und eine bleiche, magere Gestalt erblickt mit einem furchtbar verzerrten Affengesichte, welche jedoch auffallende Aehnlichkeit mit dem Portrait Voltaire's in der neuen Ausgabe gehabt, und er hätte sie deutlich, mit einer Stimme, die ihm das Blut in den Adern erstarren machte, sagen hören: „Verbrenne mich! — Verbrenne jedes Wort, welches ich schrieb! — Nur die Dummen werden selig — sie verführen Niemanden — verbrenne meinen Geist in euren Papierballen! — er brennt unter den Schatten, bis ich vergessen bin!" — und mit einem Laute, wie eine Mischung von Lachen und Zähneknirschen, wäre das Gespenst verschwunden.

In der nächsten Nacht hatte man auf dieselbe Weise Pierre Martin sich von dem Buche, in welchem er las, umwenden sehn, als wolle er mit Jemandem, welcher hinter

ihm stände, sprechen, und er war wieder in demselben fast bewußtlosen Zustande auf die Bank zurückgesunken. Die Gehülfen eilten erschrocken und bange aus der Werkstatt, um ärztliche Hülfe zu holen; kaum aber hatten sie das Haus verlassen, als es schon im Brande stand, und das Feuer kam aus der Werkstatt, aus welcher man nur mit genauer Noth den unglücklichen Martin retten konnte.

Nachdem er auf dem Hospital wiederhergestellt war, behauptete er doch beständig, daß seine Vision kein Selbstbetrug sei und unmöglich ein Bild sein könne, welches er sich selber vorgespiegelt, indem er das Portrait im Buche sah und an den Zustand der Seelen nach dem Tode dachte — wenn anders ein solcher Zustand da sein solle — und an das Schicksal der Schriftsteller, welche durch frivole und demoralisirende Werke sich unsterblich geschrieben haben, und welche so ja wirklich als verirrte und verführende Geister in der Welt umhergehn. Beide Male, daß sich ihm das Gespenst gezeigt, hätte er es beschwören wollen, zu fliehen und ihn nicht in Versuchung zu führen; aber es war ihm schwarz vor den Augen geworden und er hatte kein Wort hervorbringen können. Nach dem wiederholten Verlangen des Gespenstes habe er die Schriften „des großen Unsterblichen", welche bis zum Boden aufgehäuft vor ihm lagen, und dadurch die ganze Druckerei in Brand gesteckt.

Dies gestand er ein; da man aber seine Erzählung

von dem Gespenste als den klarsten Beweis seiner Gemüthskrankheit ansah, wurde er nicht als Brandstifter bestraft, sondern eine Zeitlang als ein Kranker eingesperrt, dessen fixe Idee für das Allgemeine gefährlich sei. Seit jener vermeintlichen Erscheinung verwendete er jeden Franc, welchen er zusammensparen konnte, um Voltaire's Schriften aufzukaufen und zu vernichten — um, wie er sagte, was er könne dazu beitragen, die Bußezeit „des großen Unsterblichen" zu verkürzen.

VII.

Die Selbst-Citation.

Im Jahre 1817, als die Hoffmannschen Phantasieen in der Lesewelt etwas Neues waren, wurde in Kopenhagen viel von der sogenannten Selbst-Citation gesprochen, von welcher man behauptete, sie sei mit einer lebensgefährlichen Vision verbunden. Dieses phantastische Unternehmen bestand darin, daß man sich ganz allein um Mitternacht in einer Kirche oder in einer öden Ruine oder auf irgend einer andern einsamen und feierlichen Stelle einfand, und dort drei Mal, mit dem Zwischenraum einer Minute, mit lauter und deutlicher Stimme sich selber bei seinem vollen Namen rief, und jedes Mal, wenn der Name genannt war, eben so laut, deutlich und ernsthaft fragte: „Wer ruft mich da?“ Wenn dieses geschehen war, so würde das Bild von dem eigenen Wesen des Citirenden gleichsam

aus seiner Seele heraustreten und sich ihm plötzlich vor die Augen stellen. Ob dieses Bild sich dem innern oder äußern Auge zeigen werde, war ungewiß, aber der Anblick desselben sollte so furchtbar sein, daß nur wenige Menschen Stärke genug haben würden, um ihn zu ertragen. Der Mensch, welcher es wagte, auf diese Weise sein eigenes geheimnißvolles Wesen hervorzurufen, müßte nach dem Erblicken der Vision entweder wahnsinnig werden und gleichsam den Zusammenhang zwischen sich selber und diesem aus ihm geschiedenen Wesen verlieren, oder er würde so von Schrecken überwältigt, daß er auf der Stelle stürbe.

Ueber diese Selbst=Citation wurden in einer Abendgesellschaft junger Studenten auf Walchendorpfs Collegium manche sowohl tiefsinnige als ungereimte Dinge gesagt. Der Student der Theologie, Friedrich Holm, hatte aufmerksam zugehört, seine Meinung aber mit keinem Worte geäußert. Er war in der letzten Zeit besonders stumm und verschlossen gewesen. Früher war er munter, witzig und geistreich, zugleich ein außerordentlich hübscher junger Mann; aber eine unglückliche Liebesgeschichte hatte alles Leben und alle Freude in seinem kecken, doch etwas feinen und schwermüthigen Gesichte verlöscht. Er sah bleich und kränklich aus und seine Freunde waren sehr besorgt um ihn.

An diesem Abende war er jedoch in so fern lebendig,

als er mit der größten Theilnahme und oft mit glänzenden Augen auf die phantastischen Erzählungen geachtet hatte, in deren Vortrage man einander zu überbieten suchte. Ernst und Scherz hatten in der Unterhaltung abgewechselt, und wenn die Geschichten allzu phantastisch und schreckenvoll wurden, so hatte sich die Verstandes-Opposition als Witz, Spott und Humor geltend gemacht. Diese Richtung hatte jetzt auch die Untersuchung über die Selbst-Citation genommen. Einige hielten diese Phantasterei für verwandt mit der Doppelgängerei, und man fing an Scherzgeschichten zu erzählen, um die übertriebene Visionsschwärmerei zu parodiren. Da erhob sich der junge Holm und fragte, ob Jemand von ihnen den Muth habe, einen Versuch zu machen, um sich selbst und alle Andern von der Thorheit der Selbst-Citation zu überzeugen, welche man vor Kurzem mit Ernst und Interesse besprochen habe und jetzt so einstimmig verlache. — Der Eine und der Andere behauptete freilich, daß man den Versuch keineswegs bedenklich finden könne, aber Alle wurden doch bald darüber einig, daß jeder ernsthafte Versuch schon einen wahnsinnigen Aberglauben und eine verschrobene Phantasie voraussetzen lasse. Ein Versuch ohne Ernst und Glauben vorgenommen, könne nie zur wahren Aufklärung führen und sei ein Widerspruch in sich selber.

Der junge Holm versank, ohne auf das Raisonnement zu achten, in sein früheres Schweigen, und als die

Gesellschaft sich trennte, fragte er nur den von seinen Freunden, welcher die Art und Weise beschrieben hatte, wie die Selbst=Citation vorzunehmen sei, ob man nichts Weiteres dabei zu beobachten habe, als das von ihm Angeführte.

„Das weiß ich nicht," antwortete sein Freund ausweichend, und es verdroß ihn, diesen Stoff, der ihm auf bedenkliche Weise auf seinen jungen schwermüthigen Freund Eindruck gemacht zu haben schien, auf die Bahn gebracht zu haben. „Denke nicht mehr an die Narrenspossen," fügte er hinzu; „werde mir nicht verrückt und mache solche Experimente mit Dir selbst!"

Der Freund begleitete Holm nach seiner Wohnung und sie trennten sich.

Holm war auf dem ganzen Wege stumm gewesen. Er hatte fest beschlossen, noch in derselben Nacht diese phantastische Selbst=Citation, von welcher auf Walchendorpfs Collegium die Rede gewesen war, vorzunehmen. Das Leben war ihm in seiner gewöhnlichen Gestalt zuwider; es schien ihm philiströs und bedeutungslos und hatte alle Anlockungskraft für ihn verloren, seit er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er von dem Mädchen, an welches er ein ganzes Jahr hindurch alle seine Lebenshoffnungen geknüpft hatte, nicht geliebt werde. Ein Sprung über die gewöhnliche Sphäre des Lebens schien ihm in diesem Augenblicke das einzig Wünschenswerthe.

Sollte ein solcher Sprung ihm auch das Leben kosten, das er ja jetzt verachtete, oder den Verstand, der ihm mit allen Gefühlen nur eine Plage schien, so könne sein Unternehmen ja doch möglicher Weise zu einer physiologischen Entdeckung führen, zu einer Ausbeute für die Wissenschaft. —

In solchen verwirrten Gedanken ging er aus seiner Hausthür, gerade als der Wächter zwölf rief. Er horchte auf den Gesang des Wächters zur Geburtsstunde des Erlösers: „Zum Trost für alle Welt, die sonst verödet wäre," und das stimmte ihn wehmüthig, aber zum Umkehren brachte es ihn nicht. Sein Weg ging zum Norderthor hinaus, welches reparirt wurde und gegen eine unbedeutende Abgabe von Fußgängern passirt werden durfte. Er ging auf den Assistenzkirchhof. Hier wollte er die heimlichste und feierlichste Stelle sich aussuchen, um sich selber zu rufen und sein eigenes Geistesbild emporsteigen zu lassen, wenn es möglich wäre. Er blieb endlich in der stillen, sternenklaren Nacht zwischen einigen Grabmälern bei einem neulich aufgeworfenen Grabhügel stehn, auf welchem ein frischer Kranz lag. Mit festem, ernstem Willen und in der höchsten Spannung sprach er laut seinen vollen Namen: „Karl Friedrich Theodor Holm!" in einem auffordernden und rufenden Tone aus. Er wartete einige Secunden, um zu fragen: „Wer ruft mich?" Aber ehe er diese Worte aussprechen konnte, hörte er eine

andere Stimme fragen: „Wer ruft?“ — Erschrocken sah er sich nach allen Seiten um, entdeckte aber Niemanden. Es war todtenstill um ihn her, und kein Blatt rührte sich in der stillen Nacht. Er glaubte falsch gehört zu haben, oder daß die Worte, welche er auf den Lippen hatte, schon von seinem geistigen Sinne ausgesprochen wären. Er fühlte sich von der ganzen Unheimlichkeit seines Beginnens ergriffen, wollte es doch aber nicht aufgeben und sagte vollständig: „Wer ruft mich?“

Nach einigen Augenblicken wollte er zum zweiten Male sich selber citiren und seinen Namen rufen, da hörte er diesen schon von einer andern Stimme nennen, welche ihm nicht fremd klang, aber doch nicht seine eigene war.

„Ich, Dein zweites, besseres Selbst rufe Dich, um Dich zu warnen,“ fuhr die unsichtbare Stimme fort, „rufe nicht Dein drittes und dämonisches Selbst zu Deinem Verderben!“

Er glaubte diese Worte deutlich zu hören, konnte aber keinen Menschen entdecken. Das Gefühl des Unbegreiflichen und Spukhaften drohte einen Augenblick ihn mit seinen Schrecken zu überwältigen, aber er faßte sich und sammelte seine Gedanken.

„Es muß natürlich zugehen,“ sagte er zu sich selber, „es muß einer Deiner Freunde sein, der Dir heimlich nachgefolgt ist und sich verborgen hat, um Dich zu warnen. Doch — gleichviel von wem die Warnung kommen mag,

ich will ihr Folge leisten.“ — Er wandte sich und verließ den Kirchhof.

Von dieser Nacht an hatte er jene gefährliche Idee mit der Selbst-Citation gänzlich aufgegeben; im Gegentheil strengte er alle seine Geisteskräfte an, um die eingetretene Kränklichkeit und Ueberspanntheit in seiner Gemüthsstimmung zu überwinden. Der Wächtervers, welchen er gehört hatte, als er in der Nacht seine Wohnung verließ, war in seiner Seele gleichsam hängen geblieben und tönte immer vor seinem innern Sinne, so wie ein Wort oder eine Melodie ganze Tage lang in unserer Seele nachklingen kann. Diese Rückerinnerung nahm er, gleich jener Stimme am Grabe, als einen rettenden Wink seiner eigenen höhern und göttlichen Natur an. Er warf sich wieder eifrig auf seine Theologie, und einige Monate nach jener Begebenheit hatte er glücklich jeden Ueberrest von Lebensmüdigkeit und kränklicher Verstimmtheit überwunden. Er sah es jetzt deutlich ein, wie die unglückliche Liebesgeschichte, welche ihn aus allem geistigen Gleichgewicht gebracht hatte, eine Täuschung gewesen war, welche sich in Leerheit, Eitelkeit und Selbstbetrug auflös'te.

Sechs Jahre darauf war Friedrich Holm Prediger und glücklicher Ehemann. Als er eines Abends unter einigen seiner alten Freunde in dem stillen, friedlichen Predigerhause saß und die Rede auf den phantastischen Abend in Walchendorpfs Kollegium und auf die Selbst-

Citation kam, lächelte er ruhig, aber ernst und sagte: „Ich freilich verdanke der Schwärmerei jenes Abends und der Selbst-Citation mein Glück, dennoch aber werde ich nie irgend einem Menschen zu solchen vermessenen Versuchen mit dem Tiefen und Unbegreiflichen in unserer Natur rathen.“

VIII.

Das zugemauerte Zimmer.

Viele Jahre hindurch stand in Kiel ein altes unansehnliches Haus, welches mit seinem Erker und dem hervorspringenden zweiten Stockwerke ein besonders unheimliches Aussehen hatte und in den letzten zwanzig Jahren von einer achtungswürdigen Witwe, der Madame Wolf (oder die Wölfin, wie man sie im Volke gewöhnlich nannte) bewohnt wurde, der es als Erbe zugefallen war, und die hier in beschränkten Verhältnissen still mit ihrer einzigen Tochter lebte. Was dem Hause eine gewisse geheimnißvolle Merkwürdigkeit verlieh und das Unheimliche desselben vermehrte, war ein Eckzimmer mit zugemauerten Fenstern in der untern Etage, dessen Thür fest zugenagelt, mit Kalk verklebt und in zwei hundert Jahren nicht geöffnet war. Ueber der Thür stand nämlich eine alte

Inschrift mit der Jahreszahl 1603, welche jeden Menschen, der es wagen würde die Thür zu öffnen oder diese Inschrift auszulöschen, mit einem plötzlichen Tode und ewiger Verdammniß bedrohte. Sowohl die Thür wie die Inschrift und die ganze Zwischenwand hatten die früheren Bewohner des Hauses mit einer Papiertapete überzogen. Die angrenzende Stube war ein großer Saal, welcher nur bei einzelnen besondern Gelegenheiten benutzt wurde. Eine solche Gelegenheit trat im Jahre 1803 ein, als die Tochter im Hause Hochzeit gab. Die große Stube, wie sie gewöhnlich genannt wurde, war am Abend prächtig zum Tanz erleuchtet, wozu sie sehr passend war, da ein Keller darunter lag und der alte Fußboden sehr elastisch war. Vergebens hatte die Hausfrau sich geweigert, den Saal zu solchem Gebrauche herzugeben, da er in ihr, wegen der Nähe des geheimnißvollen Zimmers immer eine gewisse ernste und ängstliche Stimmung hervorrief, und sie ihn selbst fast nie betrat. Aber die Tochter, die junge muntere Elisabeth, liebte den Tanz leidenschaftlich und die Mutter hatte ihr Tanz an ihrem Hochzeitstage versprochen; auch der Bräutigam, der junge Secretair Winther war ein guter und beliebter Tänzer. Sie bekämpften beide das Vorurtheil gegen den Saal und die Furcht vor dem verschlossenen Zimmer, von welchem sie überhaupt die Aufmerksamkeit abzulenken suchten. Die Mutter gab ihren Bitten nach und zum ersten Male seit

zwanzig Jahren hörte man eine lustige Tanzmusik in dem Saale an der Seite des zugemauerten Zimmers.

Das Brautpaar, so wie die Hochzeitgäste waren von Herzen vergnügt und es wurde wacker getanzt. Man ruhte nur ein paar Stündchen, während deren man in einer andern Stube bei Tische saß. Nach dem Essen wurde noch lebhafter fortgetanzt. Es war früh im Herbst und die Luft noch ziemlich warm. Man hatte einige Fenster geöffnet, um frische Luft einzulassen, aber die Wände waren feucht geworden und man bemerkte jetzt plötzlich, daß der alte Papierüberzug, welcher die Wand zum Eckzimmer verdeckte, heruntergefallen, und die Thür mit der geheimnißvollen Inschrift zum Vorschein gekommen war. Die Sage von dem zugemauerten Zimmer hatte man vor vielen Jahren gehört und wieder vergessen. Jetzt wurde die Inschrift ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Neugier, zu erfahren, was jene geheimnißvolle Thür wohl verschließe, stieg auf's Höchste und man erschöpfte sich in Vermuthungen. Der Tanz war durch das Interesse, welches der Anblick der räthselhaften Thür erweckte, unterbrochen.

„Um Gottes willen, lassen Sie uns ihm nicht zu nahe kommen!“ äußerten einige junge Damen, aber es schien doch, als hätten sie unendlich gern gewußt, was da drinnen verborgen sei. Die meisten Herren hielten es für thörigt, daß man nicht schon lange die Thür aufgebrochen

und das Zimmer untersucht habe. Der Bräutigam war aber entgegengesetzter Meinung; er billigte das Verbot seiner Schwiegermutter gegen jede Untersuchung um so mehr, da es in den Erbbedingungen über das Haus stand, daß kein künftiger Hausbesitzer jemals die Thür zu der nordöstlichen Eckstube erbrechen dürfe. Die Rechtsgiltigkeit dieser Testamentsbestimmung ward von Einigen bezweifelt; die Mehrzahl jedoch fand, daß Madame Wolf keinen genügenden Grund habe, die Untersuchung zu gestatten, selbst wenn sich Jemand fände, welcher Muth genug habe, um dem Fluche zu trotzen und die Thür zu sprengen.

„Lapperei! was sollte dazu wohl für Muth gehören?" rief jetzt der Vetter der Braut, Lieutenant Flemming Wolf. Dieser Herr war als der größte Geizhals bekannt, welcher gegen Wucherzins auf Pfand lieh, zugleich auch als ein gefährlicher, streitsüchtiger Duellant, welcher eine besondere Stärke darin hatte und auch einen Stolz darin fand, durch einen Fechtmeisterkniff seinem Gegner das Gesicht gänzlich zu entstellen, wodurch er ungestraft, denn er hatte ja Niemanden getödtet, bereits mehrere brave Offiziere und Studenten auf Lebenszeit ihres menschlichen Ansehens fast beraubt hatte. Außerdem war er auffallend häßlich und durch wüste Ausschweifungen herunter gebracht. Er hegte einen heimlichen Haß gegen den Bräutigam und das bitterste Gefühl gegen die

Braut, welcher er vergebens verliebte Blicke zugeworfen hatte, die ihn aber nie hatte leiden können. Nur um einem förmlichen Bruche mit diesem unangenehmen und gefährlichen Verwandten auszuweichen, hatte man es nicht unterlassen, ihn einzuladen; man vermuthete indessen fest, daß er nicht erscheinen werde. Er war aber gekommen und, um seinen Groll zu verbergen, der lustigste Tänzer auf dem Balle gewesen. Bei Tische hatte er sich durch die stärksten Weine erhitzt. Jetzt rollten ihm die Augen im Kopfe wild umher und Jeder, der ihn kannte, nahm sich in Acht, ihm zu widersprechen oder sich mit ihm einzulassen. Er äußerte mit prahlendem Gelächter, wie wenig Muth dazu gehören dürfte, eine Thür zu sprengen, besonders wenn sie einen großen Schatz verberge, und wie feige es sei, sich durch eine dumme, zweihundert Jahre alte Drohung davon zurückschrecken zu lassen, wenn man so viel im Hause vermöge, daß man die Tochter als Braut heimführen und die Schwiegermutter dahin bringen könne, den Spuksaal zu einer Ballstube zu machen. — Durch eine gesuchte Wendung wollte er auf diese Art mit dem Bräutigam anbinden; dieser zuckte mit einem geringschätzigen Lächeln die Schultern und würdigte ihn keines Wortes. Seine Miene jedoch war dem Zänker Grund zu der beleidigenden Frage, ob der glückselige Herr Bräutigam seinen Muth in Zweifel ziehe?

„Keineswegs, wenn es sich um klingende Münze

oder eine schmähliche Verstümmlung durch hinterlistige Fechterkünste handelt," antwortete der Bräutigam aufgebracht, doch so leise, daß weder die Braut noch eine der Damen es hörte. „Aber," fügte er flüsternd hinzu, „eine einzige Stunde allein und im Finstern vor dieser Thür zu bleiben, dazu traue ich Dir den Muth nicht zu. Willst Du Satisfaction wegen dieses Zweifels haben, so kannst Du sie bekommen, sobald Du bewiesen hast, daß er ein ungegründeter gewesen. Die Art und Weise bestimme ich aber."

„Das wird sich finden, Herr Vetter," antwortete der Lieutenant mit zusammengebissenen Lippen und wurde blaß. „Morgen um acht Uhr erwarte ich Dich zum Frühstück."

Der Bräutigam nickte und nahm seine trockne, kalte Hand. — Die Meisten hielten es für einen unbedeutenden Zwist, welcher am nächsten Morgen mit dem Weindunste aus dem Kopfe des Lieutenants verflogen sein werde. Die Braut hatte den wilden, unruhigen Blick ihres Vetters nicht bemerkt, als sie mit ihrem Bräutigam das mütterliche Haus verließ und von einigen Hochzeitsgästen nach ihrer neuen Wohnung begleitet wurde.

Die Lichter im Brauthause waren verloschen. Die Thür zum Tanzsaal wurde verschlossen. Der Lieutenant Flemming Wolf war allein zurückgeblieben und hatte sich in eine Ecke verborgen, so daß er von dem Lohnbedienten

und dem Mädchen, welche die Lichter auslöschten und die Thür abschlossen, nicht bemerkt wurde. Der Wächter rief zwei, als er, vom Wein noch halb betäubt, sich allein in dem großen, finstern Saale, der geheimnißvollen Thür gerade gegenüber befand. Das Fenster zur Gasse war niedrig und er hätte mit einem Sprunge in aller Sicherheit außen sein können, wenn die Lust dort zu bleiben von ihm gewichen wäre und er Bedenken getragen hätte, allein in der sogenannten Spukstube dicht bei der Thür, welche seiner Aeußerung nach vielleicht einen großen Schatz verbarg, zu verweilen. Am Morgen aber fand man kein Fenster im alten Saal geöffnet. In der Nacht wollte der Wächter ein hohles Gepolter in diesem Theile des Hauses gehört haben, wo Niemand wohnte; doch hatte man das früher schon oft behauptet, und es war eine allgemeine Sage im Volke, daß es dort spuke. Außer jenem Lärm, von dem aufgeklärte Leute jedoch glaubten, daß er aus einem Pferdestalle in des Nachbars Hause herrühre, wollte man in dem alten Saale bisweilen einen Klang gehört haben, als wenn Geld gezählt werde, und zugleich ein Klirren und Klappern, wie von einer Fabrikmaschine. Dieses wurde gleichfalls als Wiederhall aus jenem Stalle erklärt, theils von den eisernen Ketten der Pferde, theils von der Häckselmaschine, welche oft spät am Abend und schon vor Tagesanbruch gebraucht wurde, herrührend. Der Aberglaube gegen den unbewohnten Theil des Hauses

war jedoch so groß, daß der dreisteste Dienstknecht wohl um keinen Preis dort übernachtet haben würde.

Am nächsten Morgen um acht Uhr schellte der Secretair Winther an der Hausthür der Wohnung seiner Schwiegermutter und trat mit dem Vorwande ein, daß er etwas von Wichtigkeit in dem Saale vergessen habe. Seine Schwiegermutter war noch nicht aufgestanden. Das Mädchen öffnete ihm die Thür und bemerkte mit Erstaunen eine Pistole, deren Schaft aus seiner Brusttasche hervorstach. Er war vor der Wohnung des Vetters gewesen, hatte sie aber verschlossen gefunden. Jetzt trat er in den geöffneten Saal und fand ihn leer, sah aber mit der größten Verwunderung, daß die geheimnißvolle Thür zu dem finstern, zugemauerten Zimmer gesprengt war. Er näherte sich in unruhiger Spannung und sah mit Entsetzen den Lieutenant bleich und leblos an der Thürschwelle liegen. Zu seinen Füßen lag ein großer Stein, welcher bei Sprengung der Thür ihm auf den Kopf fallen und diesen hätte zerschmettern müssen, wenn er gleich ganz hineingetreten wäre. Ueber der Thür war nämlich ein Loch in der Mauer von der Größe des Steines, dieser mußte auf dem obersten Rande der Thür geruht haben und nothwendig hinunterstürzen, wenn diese geöffnet wurde. Es war indessen nicht zu bemerken, daß der Stein ihn getroffen habe, nur seine Füße lagen innerhalb der Thür; sein Kopf aber und der ganze übrige Körper drinnen im Saal,

woraus man sah, daß er bei Sprengung der Thür und bei dem Fall rückwärts über gestürzt sein müsse, ohne daß man einen äußern Grund seines Todes entdecken konnte. Das dunkle Zimmer ward im Beisein der Polizei mit Licht untersucht. In der Mauer befand sich ein eiserner Schrank, welchen man aufbrach. In einer verborgenen Schieblade, welche man erst beim Zersprengen des Schrankes entdeckte, fanden sich viele Rollen mit Gold und eine Menge Kostbarkeiten mit hinzugefügten fast unleserlichen Pfandzetteln. Oben auf dem bedeutenden Schatze lag ein Document, welches auswies, daß der Besitzer des Hauses vor zweihundert Jahren, ein Seidenweber, Namens Flemming Ambrosius Wolf gewesen sei, von dem man nur so viel entdecken konnte, daß er eine Zeitlang auf Pfand geliehen habe, aber doch anscheinend als ein armer Mann gestorben sei, während er seinen Reichthum heimlich verborgen hatte. Aus einem Geize, welcher an Wahnsinn grenzte, hatte er geglaubt, seinen Schatz für ewig verbergen zu können, wenn er ihn in dem zugemauerten Zimmer verschlösse. Durch den Fluch über der Thür hatte er Jeden zurückzuschrecken geglaubt, welcher sich derselben nähern wolle und in dem Kaufbriefe über das Haus denselben Fluch gegen Jeden, der jemals diese Thür öffnen werde, ausgesprochen. Dieser Sonderling, mit welchem der allgemein verhaßte Flemming, welcher auch Miterbe des Schatzes geworden wäre, große geistige Aehnlichkeit hatte, hatte

jetzt nur das erreicht, daß sein bedeutendes Vermögen, nachdem es zwei Jahrhunderte hindurch unfruchtbar verborgen gelegen hatte, durch Rechtsspruch seiner letzten Verwandten, der Besitzerin des Hauses, Madame Wolf zuerkannt wurde. Diese ließ das unheimliche Gebäude niederreißen und an dessen Stelle ein neues schönes Haus für ihren Schwiegersohn und ihre einzige Tochter aufbauen.

IX.

Dragoner Niels.

Auf dem Friedrichs=Hospital diente ein Mensch, welcher bei den Aerzten und den jungen chirurgischen Candidaten außerordentlich beliebt war, weil er es vortrefflich verstand, ihnen bei Obductionen und Skelettirungen zur Hand zu gehen. In den ersten Jahren, die er dort zubrachte, war er der lustigste Mensch von der Welt gewesen, er lachte und sang immer, selbst bei den widerlichsten und für Viele grausenhaften Arbeiten mit den zu Skeletten bestimmten Leichen, mit denen er sich in der Nacht oft ganz allein beschäftigen mußte. Er war weder abergläubisch noch furchtsam, und jedes Mal, wenn eine Arbeit vorkam, zu welcher die übrigen Aufwärter im Hospital weder Lust noch Muth hatten, hieß es: „Wo ist Dragoner Niels, dem ist vor dem Satan selber nicht bange.“ — Er war Soldat

gewesen, noch keine dreißig Jahre alt und ein wirklich hübscher Mensch, welcher viel Glück bei den Weibern machte. Er war so eine Art von Don Juan in einer niedern Sphäre, wurde deshalb aber von den jungen Chirurgen nicht streng verdammt. Mit einem Male aber wurde der Mensch schwermüthig und schien an Gewissensbissen zu leiden. Sein bester Freund auf dem Hospital, der große Feuerheizer, hatte sich erhängt. Die Hochzeit dieses Heizers sollte vor drei Tagen gefeiert werden, aber den Abend vorher hatte er seine Braut in den Armen des unwiderstehlichen Niels getroffen. Der verzweifelte Feuerheizer hatte seiner Braut nur einige Worte in das Ohr geflüstert und sie darauf verlassen.

Die dritte Nacht nach dem Selbstmorde des Heizers stand Dragoner Niels ganz allein in der Hospital-Küche und heizte, an des Verstorbenen Stelle, unter einem ungeheuer großen Kessel mit verschlossenem Deckel, dessen Gebrauch ihm sehr gut bekannt war, womit sich zu beschäftigen er aber nie Bedenken getragen hatte. Er hatte den Auftrag, diesen Kessel zum Kochen zu bringen und ihn eine Stunde kochen zu lassen. An demselben Abend hatte ein ernster Auftritt zwischen der Braut des unglücklichen Feuerheizers, welcher er die Ehe versprochen hatte und ihm stattgefunden; sie hatte ihm mit Grauen erzählt, was ihr Bräutigam ihr in's Ohr geflüstert habe, als er fortging und sich so schrecklich vom Leben zum Tode brachte.

„In der dritten Nacht," hatte er gesagt, „werde ich Deinen Verführer abholen und ihn vor Gottes Richterstuhl schleppen!"

Diese drei Nächte waren jetzt fast vorüber. Die Uhr war mehr als zwölf und es war ungefähr gegen Mitternacht gewesen, als der Feuerheizer, unmittelbar ehe er seinen Selbstmord vollführte, diese Worte aussprach. Der Hospitalarzt, welcher Dragoner Niels angestellt hatte, um auf den Kessel zu achten, wußte nichs von seinem letzten „galanten Abenteuer" und dessen gefährlichen Folgen. Er beschäftigte sich leidenschaftlich nur mit seiner Wissenschaft und kümmerte sich um nichts Anderes. Als er aber einen ungewöhnlichen Lärm in der Küche hörte, öffnete er leise die Thür. Die Hälfte der Küche war ganz dunkel, aber der Platz gerade vor dem Feuerheerde scharf durch das große Feuer unter dem ungeheuern Kessel beleuchtet. In diesem Rembrandtschen Lichte stand Dragoner Niels mit todtenbleichem Gesichte und weit aufgerissenen Augen und starrte gegen die Feuerstätte.

„Bist Du toll, Mensch, was fehlt Dir?" fragte der Arzt, ohne zu bemerken, was geschehen war.

„Ich komme, ich komme," stammelte der Dragoner mit verzerrtem Gesichte und die Haare sträubten sich sichtbar auf seinem Kopfe, „ich werde in dieser Stunde verdammt — ich weiß es — sieh mich nur nicht so furchtbar an!"

Jetzt erst bemerkte der Arzt, daß während des Kochens der Deckel vom Kessel gesprungen und die Leiche, welche skelettirt werden sollte, zum Vorschein gekommen war. Es war die Leiche des Feuerheizers, welche die Candidaten heimlich an sich gebracht und vom Dragoner Niels hatten kochen lassen, ohne ihm zu sagen, wessen Leiche es sei, oder sein Verhältniß zu dem Todten zu kennen. Man hatte den Cadaver, seiner ungewöhnlichen Höhe wegen, kaum in den Kessel niederdrücken können. Dieser hatte sich durch die Hitze ausgedehnt und den Deckel gesprengt. Mit seinem abgekochten gräßlichen Todtengesichte war der Kopf des unglücklichen Heizers ganz aus dem Kessel gesprungen, er wurde grell vom Feuer beleuchtet und schien mit den offenen ausgeleerten Augenhöhlen den treulosen Freund anzustarren.

In demselben Augenblicke, als der Arzt dies sah, stürzte Dragoner Niels mit einem Schrei zu Boden und war todt. Bei der Obduction seiner Leiche fanden die Aerzte, daß sein Herz durch ein plötzliches Zusammenströmen des Blutes, wie das bei Menschen, welche vor Schrecken sterben, einzutreten pflegt, gesprengt war. Der Zusammenhang dieses Umstandes mit seinem allbekannten Muthe und seiner Dreistigkeit wurde ihnen erst dann aus psychologischen Gründen erklärlich, als sie sein Verhältniß zu dem unglücklichen Feuerheizer und das Zusammentreffen der Umstände erfuhren, welches jene merkwürdige Si-

tuation, dem furchtbar entstellten Antlitz des Todten gegenüber, gerade zu der Zeit, wo er ihn abzuholen gedroht hatte, verursachte. Man hielt die Geschichte lange heimlich, um den Verwandten des Feuerheizers, welchen die Benutzung seiner Leiche unbekannt geblieben, kein Aergerniß zu geben; als diese Furcht aber vorüber war, erzählten die Aerzte, welche sie erlebt, oft davon.

X.

Das Grabmal.

„Da ist der Bildschneider mit dem neuen Grabmal gekommen. — Meine arme Schwester wird jetzt wieder neue Nahrung für ihre Schwermuth erhalten. Wird es in der Kirche ihrem Sitze gerade gegenüber aufgestellt, wie sie das ja verlangt, so wird selber Gottes Wort sie kaum zu trösten vermögen, da sie beständig die Erinnerung an ihren Verlust vor Augen hat. Können Sie sie nicht überreden, die Grille fahren zu lassen, bester Herr Pastor?"

So sagte Amalie bekümmert zu dem jungen Prediger in Vedby, welcher erst neulich sein Amt angetreten hatte und mit vieler Theilnahme Zeuge der tiefen Trauer war, welche wegen des frühen Todes seines trefflichen Vorwesers auf dem Pfarrhofe herrschte. Die ganze Ge-

meinde theilte die Trauer der Familie; denn der verstorbene Prediger hatte während der kurzen Zeit, daß er sein Amt verwaltete, Aller Herzen gewonnen. Man beklagte mit Recht seine junge, schöne Witwe, welche untröstlich war, und nun in der fixen Idee Linderung ihres Schmerzes fand, daß sie ihren verklärten Gatten unmöglich bis zum Ende des Gnadenjahres überleben könne. In dieser festen Ueberzeugung hatte sie auch einen Platz in dem offenen Begräbniß unter der Kirche bereiten lassen, um ihre Leiche an der Seite des Sarges des Gatten aufzunehmen. Sogar auf die Marmorplatte, welche sie in der Kirchenwand über dem Grabe wollte einmauern lassen, hatte sie außer ihres Mannes Namen, Geburts- und Todestag ihren eigenen Namen und ihren Geburtstag und Jahr einhauen lassen, darunter stand „gestorben" und die laufende Jahreszahl, für das Datum war natürlich der Raum offen geblieben. Vergebens hatte die Schwester versucht sie zu überreden, daß sie von dieser sonderbaren Laune absehen möge; hatte ihr solches Beginnen sogar als vermessen und als einen Eingriff in den ewigen Rath der Vorsehung vorgestellt, der doch keinen Sterblichen erkennbar sei; Louise war nicht davon zurück zu bringen gewesen.

Als der Nachfolger eintraf, war die junge Witwe einige Tage hindurch durchaus nicht zum Vorschein gekommen. Es war ihr unerträglich, den Mann auch nur zu

sehen, welcher in Zukunft den Platz ihres geliebten Friedrich vor dem Altar und auf der Kanzel einnehmen und das Haus bewohnen sollte, welches Zeuge ihres so schnell entschwundenen Glückes gewesen war. „Was das Glück meines ganzen Lebens zerstört und das Grab mir als einzigen Trost hat erscheinen lassen,“ sagte sie eines Tages zu ihrer Schwester — „das ist ja das Glück dieses Menschen, und wie sehr man ihn auch rühmen und erheben mag, wie schonend und theilnehmend er mich auch behandelt, mich, die Unglückliche, welche Ansprüche auf sein Mitleiden hat, — dennoch werde ich ihn nie sehen, ohne daran zu denken, daß er im Geheimen sich doch zu meinem Elende Glück wünscht.“

Es kostete der Schwester Mühe, sie zu überreden, um der Höflichkeit willen am Mittagstische Theil zu nehmen. Ja, sie vermied im Anfang die Kirche und suchte in häuslicher Andacht den Trost, welchen die fremde Stimme sogar im Tempel des Herrn ihr zu verbittern schien.

Aber die Achtung ihrer Trauer, welche Herr Kron in seinem still theilnehmenden Wesen und in jedem seiner Worte bewies, der helle Blick über Leben und Tod und die ewige Gemeinschaft der Geister in Gott, den er mit Behutsamkeit oft ihrer gebeugten Seele einzuflüstern versuchte, versöhnten sie in nicht gar langer Zeit mit seiner Anwesenheit und es gelang ihm manchmal, sowohl

von der Kanzel wie in täglichen Unterhaltungen ihrer Seele eine gewisse Ruhe und Gottergebenheit in ihrer Trauer einzuflößen, ohne welche sie sich in einem hoffnungslosen Hinstarren auf das Grab und einem ungeduldigen Sehnen nach der Wiedervereinigung mit dem Geschiedenen hätte verzehren müssen. Auch schienen ihre gesunde Natur und ihre noch in voller Blüthe stehende Jugendschönheit, ihr, zum Trotz ihrer Trauer und ihres Glaubens an einen nahe bevorstehenden Tod, ein längeres Leben aufzwingen zu wollen, als sie jetzt selber wünschte. Deshalb wollte die Schwester auch so ungern jenes Grabmal aufgestellt haben, welches Louisens Todesgedanken nur verstärken und vielleicht ein neues Unglück in der schon tief genug verwundeten Familie hervorrufen konnte.

Herr Kron versuchte es, auch durch sanfte Vorstellungen des Ungeziemenden, ja fast Gottlosen, was darin liege, so seinen eigenen Tod vorauszusagen, Louisen dazu zu bewegen, die Inschrift wenigstens verändern zu lassen, damit sie nicht immer erschütternd auf die heftige Einbildungskraft der Trauernden wirke; aber alle Vorstellungen waren umsonst, und am nächsten Sonntage war das wundersame Grabmal in der Kirche aufgestellt. Louise saß ihm an jedem Sonntage in ihren schwarzen Trauerkleidern gegenüber und sah mit stillen Sehnsuchtsthränen nach der Klappe auf dem Kirchensteige, welche sich ihr jeden Augenblick aufzuthun schien, um sie aufzunehmen, und wenn

sie ihren eigenen Namen auf dem Grabmal zur Seite des Hingeschiedenen sah, wünschte sie oft, daß das weggelassene Datum nur erst ausgefüllt sei und Heut oder Morgen dastehe; — das Jahr wurde ihr lang wie eine Ewigkeit. Sie gedachte auch der alten nordischen Sagen, in welchen die Sehnsucht die Braut dem Geliebten nachruft und sie, ehe der Monatstag verflossen, zu ihm in die schwarze, kühle Erde bringt, und bestärkte sich so in der Hoffnung, daß auch ihre Trauertage nicht gar lange mehr dauern würden.

Dennoch aber waren sieben Monate verlaufen, seitdem ihres Gatten gebrochenes Auge geschlossen war. Oft wiederholte sie der Schwester ihre letzten liebevollen Unterhaltungen und theilte ihr so viele herrliche Züge aus dem Bilde des Verklärten mit, daß sie die Schwester mit sich in ihre sehnsuchtsvollen Träume von der nahe bevorstehenden Seligkeit in ewigem Verein mit dem Geiste, welcher ihnen vorangegangen, um ihnen die Pforte des Paradieses zu öffnen, hineinriß. Youngs Nachtgedanken und Stillings Theorie der Geisterkunde waren in der letzten Zeit fast ihre einzige Lektüre gewesen, doch hatte sie auf den Rath der Schwester und Herrn Krons jetzt auch die Bibel zur Hand genommen, um dort ein wahreres und zuverlässigeres Zeugniß von der zu erwartenden Herrlichkeit des ewigen Lebens zu finden. Gegen verschiedene Predigten und Betrachtungen des Kron über

Leben und Tod und die ewige Wiedergeburt des Göttlichen im Menschenleben hatte sie freilich Manches einzuwenden, jedoch gewährte es ihr eine Erleichterung in ihrer Trauer, mit ihm über diese Gegenstände zu reden, um sich durch sein Widersprechen und seine verschiedene Ansichtsweise in ihren eigenen Vorstellungen zu bestärken.

Aber er wußte seine Meinungen weit klarer nnd überzeugender auseinander zu setzen als sie, und Louise nahm dann oft ihre Zuflucht zu einem dunkeln Gefühl, dessen ahnungsvoller Ausspruch ihr weit theurer und zuverlässiger wie alle Vernunftschlüsse waren.

So endeten gewöhnlich alle Unterredungen, und obgleich Herr Kron weit entfernt war, das zu billigen, was er einzig für schwärmerische Aeußerungen eines tiefen und liebenden Gemüthes ansah, welches sein Höchstes in die Liebe zu einem einzelnen Wesen gesetzt hatte, konnte er doch nicht umhin, die innigste Theilnahme für einen Geist zu fühlen, der ihm so psychologisch merkwürdig war.

Er sprach oft mit ihr von dem theuren Todten, welcher der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken und Gefühle war, um welchen ihr ganzes Leben und Alles, was ihr in dieser und der künftigen Welt das Wichtigste war, sich zu bewegen schien. Er erschrak dann oft beinahe über die Vergötterung eines einzelnen Wesens, wie er es nannte, diese Abgötterei gegen einen Funken der Gottheit in seiner Absonderung und irdischen Gestalt, worüber sie das

unendliche Strahlenmeer selber, aus dem er entsprungen, zu vergessen schien, oder wenigstens die Vereinigung mit diesem Schimmer des ewigen Lichtes zur Bedingung ihrer Seligkeit und ihres Lebens in der Gottheit machte.

Er sah es für eine Gewissenspflicht an, diese Liebesabgötterei zu bekämpfen und es ward ihm auch nicht sehr schwierig, ihrem klaren Begriffsvermögen die Ueberspanntheit in ihren trauernden Vorstellungen, wie das Gefährliche und Schiefe in manchen ihrer schwärmerischen Träume einleuchtend zu machen.

Dabei aber ließ er es nicht bewenden; er hoffte sie ganz mit dem Leben und der Welt zu versöhnen, und wenn dies ihm unmöglich schien, wurde er selber schwermüthig und trauerte mit ihr. Sie war die erste weibliche Seele, welche sich ihm so in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und unendlichen Fülle von Liebe enthüllt hatte, und indem er dieser die einseitige und gefährliche Richtung zu nehmen suchte, mußte er doch den Mann glücklich preisen, welcher selbst nach dem Tode ein solches Herz auf der Erde besaß. Louise war jung und schön; in ihrer Rede und ihrem Blicke leuchtete ein so tiefer und herrlicher Geist und ein so klares und strahlendes Leben, selbst wenn die Wehmuth die silberklare Stimme erstickte und Thränen das himmelblaue Auge verdunkelten, daß der junge Mann oft sein ganzes Gedankengebäude vergaß, wenn es nur eines Wortes bedurfte, um zu beweisen, daß er Recht

habe. Er wurde dann selber von dem Schönen und Rührenden in dem Gefühl, welches er bekämpfen wollte, so ergriffen, daß ihm gegen seinen Willen Thränen in die Augen traten, und er gab der schönen Trauernden in manchen Stücken Recht, welchen er in einem ruhigen Zustande würde widersprochen haben.

Herr Kron war ein hübscher junger Mann und verband mit dem klarsten Verstande ein warmes und tief fühlendes Herz. Die Theologie war sein Hauptstudium gewesen; doch war die Psychologie sein Lieblingsfach, und er hatte so viel über die menschlichen Leidenschaften nachgedacht, daß er nicht lange Zeit bedurfte, um zu bemerken, wie die Theilnahme, welche er für die schöne Louise fühlte, ganz das Gepräge jener wunderbaren Leidenschaft trug, von der er früher oft gesprochen, sie in ihrer wirklichen Stärke aber noch nie empfunden hatte. Freilich bildete er sich ein, einmal geliebt zu haben, aber wo er nicht wieder geliebt wurde, und die Leichtigkeit, mit welcher er jene kurze aufbrausende Sehnsucht nach einer Verbindung, die der Zufall eben so leicht knüpfen als auflösen konnte, überwunden hatte, jene Selbstüberwindung, weswegen er seine eigene Seelenstücke pries, hatten ihn sicher gemacht, und er fürchtete nie für eine unglückliche Liebe. Die beißenden Worte: „Was kann der Mensch nicht Alles verseufzen", hielt er freilich nicht auf alle Seelen anwendbar; als er aber die Schwester zum ersten Mal von Louisens

Untröstlichkeit reden hörte, hatte er doch heimlich gelächelt und gemeint, die Trauer werde wohl nicht ewig sein.

Jetzt erstaunte er, als er in ein weibliches Herz hinein schaute, welches eine so unendlich große und treue Liebe barg, und wenn er daran dachte, daß ein todter Gatte, ein abgeschiedener Geist der Gegenstand derselben sei, so beklagte er es, daß kein Lebender erben könne, was, seinem Glauben nach, der Todte jetzt nicht vermißte und der Selige nicht bedurfte, wenn er in seinem Gotte und der großen allumfassenden Liebe selig sei. „Wie hat dieser Mann wohl ausgesehen?“ — fragte er sich selber — „wie hat er geredet, gedacht und gefühlt? was hat er eigenthümlich Liebenswürdiges besessen, welches ihm das Recht gegeben hat, diesen Schatz für ewig zu besitzen? Könnte ich ganz wie er sein, — könnte sein Geist und seine Natur in meinem Wesen wiedergeboren werden — müßte sie mir dann nicht jene grenzenlose Liebe schenken, welche ohne einen sichtbaren und anwesenden Gegenstand sich selber mit ihrem Leben verzehren und schon hier ihren herrlichen Geist unter gestaltlosen Traumphantomen aus einer andern Welt verwirren muß.“

Als Herr Kron eines Tages in solche Gedanken versunken da stand, ging Amalie durch das Zimmer, und als sie den jungen Prediger so tiefsinnig und wie es schien bei ihrem Erblicken verlegen sah, blieb sie stehen und fragte: „Vermissen Sie Nichts, Herr Pastor?“

„Sollte ich vielleicht vergessen haben" — sagte er schnell und griff nach seinem Taschentuche — „nein, ich lege es nie von mir — Was meinen Sie?"

„Sie waren gestern sehr zerstreut" — antwortete sie — „und haben mir ein hübsches Gedicht gegeben, als ich Sie um ein Stück Papier zum Garnaufwinden bat. Ich muß es gestehen, daß ich der Versuchung es zu lesen nicht widerstanden habe; sicher aber ist es doch zu etwas Besserem bestimmt, als unter meiner Baumwolle verborgen zu werden."

Herrn Kron's Verwirrung nahm zu, als er das Papier sah, aber er besann sich gleich und nannte es eine treulose Phantasie, welche sich vielleicht gern in Amaliens schöne Hand verirrt habe.

Amalie erröthete und verstand die Verwirrung und das höfliche Ausweichen Krons ganz anders. Sie hatte seit einiger Zeit eine Veränderung in seinen Wesen bemerkt, welche ihr auffallend war. Er war nämlich oft zerstreut und gedankenvoll; die Klarheit und Ruhe, womit er früher jede Unterhaltung vollendete, wurde jetzt oft unterbrochen und gestört durch die allzugroße Theilnahme, welche sein Herz daran nahm, die schöne traurige Witwe mit dem Leben und der Welt auszusöhnen. Um dies sich selber und den Andern zu verbergen, schien er fast aufmerksam gegen die Schwester, und sagte ihr bisweilen Höflichkeiten, welche sie nicht unbemerkt ließ, sondern heim-

lich einem möglichen Eindrucke auf das Herz des jungen Mannes zuschrieb, welchen ihre nicht gewöhnliche Schönheit und ihr aufgeweckter Geist leicht hervorgebracht haben könnte, wenn ihn nicht das tiefere Gefühl der Schwester und der Blick, welchen er in ihre hohe schwärmerische Seele geworfen, so ausschließlich beschäftigt hätten. Das Gedicht, welches er in seiner Zerstreutheit Amalien in die Hand gegeben hatte, war der Ausbruch einer Liebe, welche sich ihres Gegenstandes noch kaum bewußt schien, und Amalie war ungewiß, ob sie es als Absicht oder als Zufall aufnehmen solle. Jetzt gab sie täglich genauer Acht auf Herrn Krons ganzes Benehmen und hielt sich bald überzeugt, daß sie, ohne ihr Wissen, bei dem jungen Pastor ein Gefühl erweckt habe, welches ihr durchaus nicht unangenehm war; denn daß die Schwester, mit ihrer verzehrenden Liebe zu dem Todten, ein lebendes Herz zu einem andern Gefühle als zum Mitleid bewegen könne, gehörte für Amalien in das Reich der Unmöglichkeiten.

Herr Kron hatte so viel von dem ganzen Wesen und der Denkungsart seines vortrefflichen Vorgängers gehört und sein sehr ähnliches Bild, welches in Louisens Zimmer hing, so oft betrachtet, daß er zuletzt ihn sich lebhaft so, wie er hier auf Erden gewesen sei, vorstellen zu können glaubte. Selbst seinen Gang, seine Kleidung und gewisse Besonderheiten und Gewohnheiten im tägli-

chen Leben, wie so etwas, bei aller Unbedeutendheit, doch für ein liebendes Herz in der Erinnerung wichtig und lieb ist, alle solche kleine Bemerkungen hatte er mit Theilnahme aufgefaßt, und ohne es zu wissen und zu wollen, Viel in sein eigenes Wesen aufgenommen, was jenem Bilde eigenthümlich schien, an das sich Louise gefesselt hatte, und welches sie verklärt erst im Reiche der Geister wiederzusehen hoffte.

Herr Kron war durch seine Theilnahme an der Trauer der Familie fast wie ein Bruder für die Schwestern geworden; sein Vorname war auch Friedrich, und es kam ihnen mitunter vor, als umstrahle sie ein Abglanz der früheren Tage, wenn sie ihn in denselben Beschäftigungen, wie seinen unvergeßlichen Vorweser erblickten, wenn er ihnen aus denselben Büchern vorlas, auf demselben Stuhle saß und oft ganz ähnliche Bemerkungen wie der Verklärte machte. Er hatte, wie dieser, schöne braune Locken, eine klare, männliche Stimme, und in seinem ernsten Gedankenblick leuchtete jetzt auch gleichsam ein Widerschein von dem Geiste und der Liebe des Hinübergegangenen, besonders wenn die schöne Louise ihm gerade gegenüber saß und ihm eine Aufmerksamkeit schenkte, welche ihn rührte und entzückte.

„Da kommt Friedrich!“ — sagte Amalie ein paar Male in augenblicklicher Vergessenheit des Vergangenen, wenn sie seinen Gang und seine Weise, die Thüren zu

öffnen, hörte, was ihr so lebhaft die vorigen Zeiten zurückrief. Dann aber brach Louise in Thränen aus und wenn Herr Korn die Ursache des neuerregten Schmerzes hörte, wurde er in hohem Grade ernst und feierlich gestimmt.

„Ich habe oft daran gedacht," — sagte er eines Tages, — „wenn ich über den Gang der Geschichte und den Geist, welcher sie durchweht, nachdachte, wie wunderbar sich dieselben Begebenheiten im ewigen Wechsel der Dinge zu wiederholen, und dieselben Kräfte und Geister in der Welt zu den verschiedensten Zeiten zu wirken und sich zu offenbaren scheinen, nur in veränderten Gestalten und unter verschiedenen Umgebungen und Formen. Oft glaubte ich da manchen Helden als Wiesen des Alterthums in den herrlichen Rittern des Mittelalters und in den Märtyrern der Aufklärung in den letztvergangenen Jahrhunderten wieder erkennen zu können und ich bin überzeugt, daß nichts Gutes und Herrliches verschwindet, sondern daß es sich immer auf's Neue hier in der Welt offenbart, nur auf andere Weise und in veränderter Gestalt, bis jede Veränderung und jeder Wechsel aufhört — und alles Göttliche in Gott sich vereinigt."

„Sie glauben doch nicht an eine Seelenwanderung?" fragte Louise fast erschrocken.

„Wenigstens nicht so, wie man sie bisweilen versteht," — antwortete er — „so daß es nur eine gewisse Anzahl Geister in der Welt gäbe, welche in jedem Ge-

schlecht zurückkehrten und einen beständigen Kreislauf machten, ohne Fortstreben und selbstständige Annäherung an das Unendliche. Auf diese Weise würden wir selber nur leere Larven für die ewig in uns Wiederkehrenden sein. Ich meine nur, daß verwandte Geister aufeinander einwirken müssen können und sich auf eine Weise in einer gemeinschaftlichen Offenbarung des Göttlichen im Menschenleben vereinigen. Selbst die äußern Formen, in denen aller Geist sich ausprägt, müssen dann wohl oft eine unfreiwillige Aehnlichkeit mit den fremden Eigenthümlichkeiten annehmen, die sich harmonisch an ihre innern Beweggründe anschließen."

„Ich verstehe Sie nicht," — sagte Louise — „aber etwas Aehnliches habe ich auch einmal von Friedrich gehört, und wie Sie jetzt sitzen und mit mir davon sprechen, ist es mir, als wenn eine längsterlebte Stunde aus meinem Leben wieder vor mich hinträte. So geht es mir oft; aber ich glaube, daß es eine verworrene Phantasie ist, welche Bilder des Vergangenen und des Gegenwärtigen unter einander mischt, indem dunkle Erinnerungen ähnlicher Gemüthsstimmungen von dem Wirklichen und Gegenwärtigen zurückgerufen werden."

„Dasselbe ist auch mir oft begegnet," — antwortete Herr Kron — „und ich weiß Mehrere, welche Aehnliches gekannt haben. Der wahre Grund davon ist mir ein Räthsel; doch scheint es mir ein solches Verhältniß zum

Festen und Ewigen in allem Wechsel und zum Unveränderlichen und ewig Wiederkehrenden in der Mannigfachheit des Lebens anzudeuten, welches uns Bürge für die Wahrheit und die unendliche Wiedergeburt des Ewigen in uns ist."

„Man kann ganz verwirrt werden, wenn man daran denkt," — sagte Louise, und Amalie begann ein anderes Gespräch, um das tiefe Grübeln über das Unbegreifliche, in welches Beide versunken schienen, zu unterbrechen.

„Vermögen Sie aber jetzt doch meine Schwester die Inschrift auf dem sonderbaren Grabmal verändern zu lassen!" — sagte Amalie eines Tages zu Herrn Kron — „es ist jetzt ja bald wieder Frühling und das Jahr fast verflossen, von welchem sie in ihrer ersten heftigen Trauer glaubte, es müsse ihr Sterbejahr sein. — Was man im Anfange wohl der trauernden Hinterlassenen als eine schwärmerische Grille nachgesehen hat, das wird man jetzt bald mit Recht als eine verunglückte Prophezeihung verlachen; und dann wird man der Armen nicht länger schonen, welche tief und innig genug trauern kann, ob sie dem Kummer auch nicht gänzlich unterliegt. Sie haben jene Ueberspanntheit und Hoffnungslosigkeit des Schmerzes, welche den einzigen Trost im Grabe suchte, jetzt doch glücklich in stille Wehmuth und geduldige Ergebung in Gottes

Willen verwandelt. Was aber wird die Gemeinde sagen, wenn sie im Sommer sie gesund und blühend dem Grabmal gegenüber sitzen sieht, welches ihren Tod während dieses Winters verkündete!"

„Sie haben Recht, schöne Amalie!" — antwortete Herr Kron — „es soll und muß verändert werden, es könnte allerdings Anstoß erregen; ich werde noch heute mit Ihrer Schwester darüber reden. Auf eine solche Grille wären Sie wohl nicht gefallen, liebe Amalie!" — fuhr er fort — „Sie haben ein weit ruhigeres Gemüth und einen gesunderen Blick in das Leben hinein, wie Ihre Schwester; dieser Ausdruck bildet auch fast den einzigen Unterschied in Ihrer äußeren Erscheinung, und wenn man Sie nicht zusammen gesehen hätte, könnte man bisweilen in Versuchung gerathen, Sie mit einander zu verwechseln."

„Sie sagen mir da eine Artigkeit auf Kosten meiner Schwester, Herrn Kron! Ob ich Louisen äußerlich gleiche, weiß ich nicht; aber wir haben mehr Uebereinstimmendes im Denken und Fühlen, als Sie vielleicht glauben. Ich hätte es eben so wenig wie Sie geglaubt, daß wir von Neuem den Frühling aufblühen sehen würden; und würde mir Jemand vor einem halben Jahre erzählt haben, daß wir jetzt Blumensamen im Garten säen und auf ihr Wachsen und Blühen uns freuen würden, so hätte ich das eine Unmöglichkeit genannt. Jetzt glaube ich, daß eine Menschenseele Alles überwinden kann. Ohne Sie, lieber Herr

Kron! würde es aber auch schwerlich so hell um uns aussehen."

„Vor Ablauf des Gnadenjahres soll es hoffentlich noch heller aussehen," sagte Herr Kron und aus seinen Augen strahlte eine Hoffnung, der er keine Worte geben konnte.

Amalie erröthete und brach schnell eine Unterredung ab, welche sie, ihrer Meinung nach, näher anging, als sie bis jetzt selber noch wünschte; denn sie war mit sich selber nicht einig, ob das, was sie für den jungen liebenswürdigen Mann fühlte, etwas Andres sei als Dankbarkeit für die Theilnahme, welche er ihr und der Schwester erwiesen, und ein gewisses Wohlgefallen an seiner Gesellschaft, das sie mit Jedem, der ihn kannte, theilte.

Der junge Prediger stellte Louisen nun die Nothwendigkeit vor, die Inschrift des Grabmals verändern zu lassen, da es wahrscheinlich Gottes Wille sei, daß sie nicht allein das Trauerjahr überleben, sondern, wie er sicher hoffe, noch viel Freude und Segen auf Erden erfahren und spenden werde. Da aber versank sie wieder in eine tiefe Schwermuth und meinte, daß es mit der Freude hier wohl vorüber sei, daß aber Gott, zur Strafe für ihre Ungeduld, sie vielleicht in Kummer werde alt werden lassen. Sie wolle deshalb nicht länger durch jenes Zeugniß ihrer vermessenen Todesgewißheit der Welt ein Aergerniß geben und es vorwurfbereitend vor Au-

gen haben. Es wurde sogleich nach dem Bildhauer in die Stadt geschickt, damit er so bald als möglich kommen und die unglückliche Jahrszahl aus dem Steine vertilgen möge; den Namen, meinte sie, könne man ohne Anstoß stehen lassen, da dies ja doch einst sein Platz sein werde, und sie an keines Andern Seite von ihrem Kummer ausruhen wolle, als an der Seite ihres Friedrich in jenem offenen Gewölbe, welches der Familie gehöre.

Auch ihren Namen von der ernsten Todestafel vertilgen zu lassen, dazu konnte Herr Kron sie jetzt noch nicht bewegen, aber er hoffte sie mit der Zeit auch dazu zu überreden, wenn es ihm nur erst gelungen war, die Lebenslust vollkommen in ihr Herz zurück zu rufen und ihre Liebe vielleicht vom Grabe und von dem Todten auf das lebende Bild des Geistes des Verklärten zu lenken, den sie, wie er jetzt, nach Allem was er gehört hatte, sicher glaubte, einst einmal in ihm wiederfinden müsse; so wie er in ihr das weibliche Herz gefunden zu haben glaubte, welches die tiefste und höchste Liebe nährte, die er jemals gekannt hatte. Diese Liebe erschien ihm als ein Schatz, welcher dem angehören müsse, der sie entdeckte, ob auch ein entschwundener Geist sie mit sich in die Ewigkeit hinüber gezogen zu haben schien.

Am nächsten Sonntage war der Bildhauer noch nicht gekommen. Louise saß in ihrer Trauerkleidung dem unveränderten Grabe gerade gegenüber, und hörte auf-

merksam Herr Krons schöne Predigt an. Er sprach begeistert von dem neuen herrlichen Leben, welches der wiederkehrende Frühling schon über die Natur ausbreite, die mit tausend Stimmen den Menschen zur Liebe und zur Freude zu rufen schiene. „Begrabe die Liebe nicht! begrabe die Freude nicht! Du trauerndes Menschenherz!“ — sagte er — „ob es Dir auch scheint, als sei das verschwunden, was Dir das Liebste auf der Welt war, und als wolle für Dich keine Freude mehr auf Erden erblühen. Das Schöne und Herrliche ist nicht verschwunden: es kommt gewiß zurück, wenn das Auge es nur sehen und erkennen, wenn das Herz sich ihm nur nicht in seiner Hoffnungslosigkeit verschließen will. Sehet die Blumen auf dem Felde an,“ — fuhr er fort — „sie sinken dahin und scheinen verschwunden, wenn der Winter sein Leichentuch über sie breitet. Aber vor dem belebenden Geiste des Frühlings erheben sie von Neuem ihre Häupter, und dieselben freundlichen Bilder der ewigen Liebe und Freude stehen wiedergeboren und lächelnd um uns her.“ — Immer wärmer redete er von der ewigen Auferstehung des Lebens in der Natur — der Wiederoffenbarung der ewigen Liebe im Sohne und der ewig erneuten Gemeinschaft des Sohnes mit uns im Geiste — und wie seine Begeisterung stieg, strahlten seine Augen wie verklärt, und sein Gesicht leuchtete in den neuen, belebenden Strahlen, welche die Frühlingssonne durch die schmalen Kirchenfenster über ihn ausbreitete.

Louise saß da, fortgerissen von den glühenden Worten, und betrachtete sein Gesicht — es war, als ob aus ihm Leben und Liebe mit himmlischen Strahlen ihr entgegen leuchteten und ihre Seele aus den Schatten der Trauer und des Grabes emporriefen. Das Leben schien ihr auf's Neue in doppeltem Glanze und doppelter Herrlichkeit zu erblühen, und jetzt zum ersten Male erwachte in ihrer Seele der Gedanke, daß ihres Friedrichs verklärter Geist auf dem begeisterten Redner ruhe, und daß dieser ihr werden könne, was der Geschiedene gewesen — ihre Bilder mischten sich seltsam, wie sie so in das strahlende Antlitz des Lebenden schaute. Als sie sich aber selber in solche Gedanken versenkte und Tod und Grab weit fern von sich wünschte, da fiel ihr Auge plötzlich auf — das Grabmal. In dem Entsetzen darüber, ihren Namen und ihr Todesjahr in diesem Augenblicke zu sehen, entschwebte ein Angstseufzer ihrer Brust; es kam ihr vor in ihrem Schrecken, als öffne sich die Kirchendiele und der Todte entstiege seinem Grabe. Da stand er, mit tiefem Schmerz in dem bleichen Todtengesichte und starrte sie an mit des Vorwurfs durchbohrendem Blicke; die Leichenhand streckte sich aus, zeigte auf das Grabmal, und die Gestalt verschwand. Die Kirche drehte sich vor ihren Augen umher, und die Inschrift auf dem Grabmal schien ihr glühend zu werden und der Tag ihres Todes war mit Flammenschrift ausgefüllt. Ohnmächtig wurde sie aus der Kirche

getragen, und als sie ihre Augen aufschlug, brannte in ihren Blicken eine verzehrende Fiebergluth. Vergebens suchte die trauernde Schwester sie zu beruhigen und ihr jene schreckliche Erscheinung als ein höchst natürliches Spiel ihrer aufgeregten Einbildungskraft zu erklären; sie bestand darauf, daß sie durch ihre geheime Treulosigkeit den Todten aus dem Grabe gerufen habe, daß er gekommen sei, um ihre Seele von noch größerem Verbrechen zu erretten, und daß dieser Tag ihr Todestag sein müsse, da sie ihn mit Flammenzügen am Grabmal aufgezeichnet gesehen habe. Der in hohem Grade betrübte Herr Kron durfte ihr nicht wieder vor die Augen kommen. Sie ließ das Bild des Verstorbenen neben ihrem Bette aufstellen, bat es tausendmal um Vergebung — und ehe die Mitternachtsstunde schlug, war ihr Geist wirklich in Reue und Gebet hinübergeschwunden; — jetzt lag sie ruhig da mit dem schönen bleichen Gesicht, wie versöhnt mit Gott und dem Geiste des Geliebten, und still ergeben umstrahlte sie das Todeslächeln.

Sie wurde unter dem Kirchenboden an der Seite ihres Gatten begraben, und der Todestag auf dem Grabmal jetzt wirklich so ausgefüllt, wie sie ihn in jenem Augenblick der Reue und des Entsetzens gesehen zu haben behauptete.

Die Trauer der Schwester und Herr Krons war groß. Sie beklagten die unglückliche Schwärmerin, welche

mit unwiderstehlicher Macht ihnen die theure Freundin geraubt hatte. Aber die Trauer um die Todte verband sie unmerklich, und ehe das Jahr verstrichen, war Amalie Herrn Krons glückliche Gattin. Er hatte ihr offen seine Liebe für die Schwester gestanden, sah dieses Gefühl jetzt aber selber als eine Herzensverirrung an. Amalie fand darin eine neue Bestärkung ihres Glaubens, daß keine Trauer so groß sei, daß sie sich nicht überwinden lasse, Herr Kron aber glaubte jetzt in Amalien Louisens verklärten Geist wieder zu finden und sah darin eine neue Bestärkung seiner Theorie von der ewigen Wiedergeburt des Göttlichen im Menschenleben.

Ende.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Adam, Onkel

Skandinavische Erzählungen von Onkel Adam, Friederike Bremer, Emilie Carlé
n, S. Ingemann, C. F. Ridderstad u. A

Bd.: 1

Grimma u. Leipzig 1852